Anat.
242
i

Anat. 242^i

Iusti

Ex Electorali Bibliotheca
Serenis^rum Vtriusq. Bauariæ
Ducum.

C Med. 83.

<36614253410019

<36614253410019

Bayer. Staatsbibliothek

Anat.

Medicina. Physiologia specialis
generatio 648.

Anaxagoras von Occident

Physicalische und Politische Betrachtungen über die Erzeugung des Menschen und Bevölkerung der Länder.

Smirna,
in der neuen Buchdruckerey
mit Genehmhaltung des Bassa.
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Physicalische Betrachtungen über die Erzeugung der Menschen und ihrer schleunigen Vermehrung.

Erstes Hauptstück.

Von der Natur und dem Wesen der menschlichen Erzeugung.

Der Mensch, dieses hochmüthige Thier, welches von sich selbst aus seinen Vortreflichkeiten die grössesten Einbildungen hat, kennet sich selbst nicht. Er kennet sich weder nach seinem moralischen Zustande, noch nach seinem natürlichen oder thierischen Wesen. Die grössesten Weltweisen, welche ih-

ren moralischen Zustand, ihre Neigungen und Leidenschaften zu untersuchen und zu erkennen bemühet gewesen sind, haben durch ihre Handlungen tausenderley Zeugnisse abgeleget, daß sie in dieser Erkenntniß nicht weit gekommen sind. Socrates und Seneca, welche sich hierinnen die meiste Mühe gegeben haben, sind damit nicht weiter gekommen, als der geringste Bauer. Man darf nur ihre Lebensumstände aufmerksam betrachten, was für Beweise wird man hiervon nicht finden. Der Mensch kennet nicht einmal den Grund seiner Thätigkeit. Auf was für Art und durch was für Kraft er wirket, sich beweget, Thaten und Handlungen ausübet, das wird ihm allezeit ein unauflösliches Räthsel bleiben, über welches die tiefsinnigsten Weltweisen weiter nichts, als ihre Träumereyen zu Markt gebracht haben. Es hat so gar Weltweise gegeben, welche sich hierinnen auf keine andere Art zu helfen gewußt haben, als daß sie Gott durch ein unaufhörliches Wunderwerk unmittelbar alle Handlungen, Thätigkeiten und Bewegungen, und mithin auch alle böse und abscheuliche Thaten, die in der Welt vorgehen, haben hervorbringen lassen. Was aber die unaussprechliche Kleinheit der menschlichen Erkenntniß noch mehr beweiset, das ist, daß der Mensch nicht einmal seinen Ursprung, den Grund und die Ursache seiner Entstehung, oder auf was für Art er zu seiner Existenz und Wirklichkeit gebracht wird, erkennen und einsehen kann, wenn er auch hierinnen blos nach seiner thierischen Natur Unter-

suchungen anstellen will. Er kann weiter nichts mit Zuverläßigkeit sagen, als ich bin. Aber wenn man ihn fraget: Freund, auf was Art bist du geworden? so wird er entweder gar nichts antworten, oder nichts als ungereimtes Geschwätze vorbringen, welches einem gründlich denkenden Kopfe keine Genüge leistet. Indessen verdienet die Art und Weise, wie die Menschen entstehen und erzeuget werden, in mehr als einem Betracht unsere Aufmerksamkeit. Wir wollen es als keine wichtige Sache anrechnen, daß es schon viel seyn würde, wenn wir hierinne unserer Unwissenheit zu statten kommen könnten.

Das ist nichts als eine Kleinigkeit. Wenn wir in tausend Dingen! ja was sage ich? in Million Sachen unsere Unwissenheit bekennen müssen: so wird uns dieser Punct unsers Nichtwissens nicht verächtlicher machen.

Aber die Sache hat ihren wichtigen Einfluß in die Bevölkerung der Länder, worauf doch das Wohl der bürgerlichen Gesellschaften so sehr ankommt. Ich will also versuchen, die Sache durch meine Betrachtungen etwas mehr aus einander zu setzen, als zeithero geschehen ist. Lasset uns zu dem Ende die verschiedenen Meinungen von der Erzeugung und Entstehungsart der Menschen etwas näher betrachten.

Da die meisten Weltweisen und Naturkündiger Dogmatiker, oder besser zu sagen, Systemmacher

macher gewesen sind: so haben sie kaum gesehen, daß alles Geflügel, viele Insecten und andere Thiere aus einem Eye gebohren würden, als sie nach ihrer vermeinten Weisheit daraus den allgemeinen Satz haben ziehen wollen, daß alle lebendige Geschöpfe aus einem Ey entstünden. Als sie nun bey der Zergliederung der Weibespersonen etwas fanden, das, wiewohl mit Hülfe einer großen Einbildungskraft, als ein Eyerstock an der Mutter angesehen werden konnte: so behaupteten sie, daß auch die Menschen aus einem Ey erzeuget würden.

Dieser Satz, einmal angenommen, gab ihnen ein weites Feld fortzuträumen. Sie sagten, daß der Mensch nach allen seinen Theilen, Gliedmaßen und Bildungen bereits in diesem Ey verborgen läge, und daß weiter nichts als die Kraft des männlichen Saamens erfordert würde, um dieses Ey aufschwellend und wachsend zu machen, und ihm Leben und Thätigkeit zu geben, welche nach der Maaße zunähme, als sich die unendlich kleinen Theile und Gliedmaßen des darinn liegenden menschlichen Körpers durch die Belebungskraft des männlichen Saamens entwickelten und vergrösserten.

Allein, dieß sind nichts als Träumereyen; und wenn es hoch kommt, Möglichkeiten, die in irgend einer möglichen Welt hätten statt finden können, deren Wirklichkeit aber mit nichts erwiesen werden kann, und welche ein denkender Kopf mit der Weisheit Gottes nicht zusammen räumen kann. Wenn

dieses System wahr wäre, so müßte Gott bey der Zeugung des Menschen alle Augenblicke durch Wunderwerke mitwirken. Denn man frage doch diese Systemmacher, wie und auf was Art die Bildung aller Theile, Gliedmaßen und Gesichtszüge des in dem Ey verborgen liegenden menschlichen Körpers entstanden seyn soll, so wird man nichts als ungereimte Antworten vernehmen.

Einige träumen, daß Gott bey Erschaffung der Eva in diejenigen Eyer, woraus ihre Töchter entstehen sollen, zugleich die Formen und Bilder aller Menschen, die von ihnen gebohren werden sollten, unendlich ins Kleine in einander gewickelt mit erschaffen habe. Das sind aber nichts, als abgeschmackte Hirngespinste. Wenn man annimmt, wie die meisten behaupten, daß jederzeit tausend Millionen Menschen auf dem Erdboden leben, und daß in einem Jahrhundert nur drey Geschlechter oder Zeugungen der Menschen statt finden: so müßten in einem Eye, woraus eine Tochter der Eva entstanden ist, über hundert tausend Millionen menschliche Figuren, Formen und Bilder in einander gewickelt gelegen haben. Wenn man aber annimmt, daß alle lebende Menschen von dem Weibe des Noá abstammen, so müßten in dem Ey, woraus dieses Weib entstanden ist, über hundert und funfzig tausend Millionen menschliche Figuren und Formen in einander gewickelt befindlich gewesen seyn. Dieses Ey war in der Kindheit der Schwiegermutter des Noá noch lange nicht so groß als ein Hirsenkorn.

Man müßte schwärmen, wenn man glauben wollte, daß nicht allein hundert und funfzig tausend Millionen Figuren von menschlichen Körpern, sondern auch alle und jede Theile eines jeden menschlichen Körpers und deren Bildungen darinnen befindlich gewesen wären.

Einer solchen unendlichen Theilung, die sich der größte Schwindelgeist unter allen Systemmachern nicht vorstellen kann, ist die Materie nicht fähig. Demnach muß man dabey voraussetzen, daß die Welt bald ihren Untergang findet. Denn wenn sie noch 6000 Jahre stehen sollte, so wird man über die Berechnung der menschlichen Figuren, die in einem solchen Eye gestecket haben müßten, schwindlicht. Zumal wenn man annimmt, daß die Eyer derjenigen Mädchen, die in ihrer Kindheit umgekommen sind, zugleich die Bildungen aller ihrer möglichen Nachkommen in sich gehalten haben. Wer nicht einsiehet, daß dieses lauter Possen und Hirngespinste sind, den kann man glaubend machen, was man will. Er würde leicht zu bereden seyn, daß die Welt auf den Hörnern eines großen Ochsen ruhete.

Nachdem also diese Meinung offenbar ungereimt ist: so müßte man annehmen, daß Gott bey der Empfängniß eines Mädchens in ihrem Eyerstocke zugleich alle Kinder bildete, und von neuem erschaffe, die von ihr gebohren werden sollen. Allein durch diese Meinung wird die erste Schöpfung Gottes unvollkommen gemacht. Die besten Weltweisen

sen sind einmüthig der Meinung, daß ein allerweisestes Wesen die Welt solchergestalt erschaffen haben müßte, daß sie sich, vermöge ihrer eigenen Kraft oder vermöge ihrer beygelegten Triebfedern und Thätigkeiten, erhalten und fortdauern könne, ohne daß der Schöpfer nöthig habe, beständig neue Schöpfungen vorzunehmen.

Diejenigen, welche eine fortdaurende Schöpfung behaupten, verstehen darunter nichts anders, als eine Erhaltung der erschaffenen Dinge.

Diese Erhaltung aber geschiehet nicht durch neue Schöpfungen, sondern durch die Kraft der Fortpflanzung und Erzeugung, die einem jeden Dinge, vermöge der ihm von Gott beygelegten Thätigkeit, und vermöge seiner Natur und Wesen mitgetheilet ist. Wahrhaftig! eine jede Schöpfung, welche zu ihrer Erhaltung und Fortdauer unaufhörlich neue Schöpfungen erforderte, würde eben so unvollkommen seyn, als das Werk eines Künstlers, welches zu seiner Erhaltung beständig die Ausbesserung und fortdaurende Mitwürkung des Künstlers nöthig hätte. Nein! eine solche Schöpfung würde dem allerweisesten und allmächtigen Wesen gar nicht anständig seyn.

Vor kurzem ist ein Weltweiser auf dem Schauplatz der Gelehrten mit einigem Aufsehen getreten, welcher über die Erzeugungen der Menschen eine ganz neue Meinung erfunden hat. Dieser ist Herr

Wolff, welcher das System des Herrn von Leibnitz eines Theils ausgeputzet, andern Theils durch seine Zusätze und Erfindungen erweitert und verständlicher machet; aber mit einer Kühnheit und so weniger Gründlichkeit, daß sie dieser neuen Weltweisheit keine lange Dauer verspricht. Seine Auspuzung und Zusätze sind weiter nichts, als ein leichter Firniß und eine Schminke, welche der gesunden Vernunft der noch folgenden Zeiten, wenn sie erst selbst denken lernen, gar nicht lange ein Blendwerk vormachen kann.

Dieser Weltweise hat die sogenannten Saamenthierchen ausgehecket, durch welche die Fortpflanzung der Menschen geschehen soll. Er träumet, daß der Saame eines jeden Mannes, ja! ein jeder Tropfen Saamen Millionen solcher Saamenthierchen in sich enthalte, welche Embryonen sowohl die Figur des zu erzeugenden Menschen nach allen seinen körperlichen Theilen, als die Seele desselben in sich begreifen sollen. Ja was noch mehr ist, ein solches Saamenthierchen soll alle Nachkommen des zu erzeugenden Menschen, das ist: alle diejenigen, welche von diesem Menschen in allen folgenden Zeiten viele tausend Jahre hindurch, durch eine unzählige Reihe von Fortpflanzung gebohren werden sollen, in sich schließen.

Nach dieser sonderbaren Meinung, hat ein jedes Saamenthierchen des Adams Billionen Menschen, welche durch eine mögliche Reihe von Abstam-

mungen,

mungen, so lange als die Welt stehen wird, die aus einem solchen Saamenthierchen, so zur Fruchtbarkeit gediehen, geboren werden sollen, vermittelst unendlicher Ineinanderwickelungen in sich gehalten.

Ich habe allemal herzlich gelachet, wenn ich diese neue Meinung gehöret oder gelesen habe. Sie hat nicht das geringste an sich, welches der Weisheit des Schöpfers anständig seyn könnte. Sie ist noch viel unmöglicher als die vorhergehende Meinung. Diese Saamenthierchen, welche bloßen Augen unsichtbar seyn sollen, können noch viel weniger eine solche unendliche Ineinanderwickelung in sich schließen; sie ist eine Folge aus einem andern eben so abgeschmackten System der Leibnitzischen Philosophie, welche Herr Wolff vor seinem Nachttisch ausputzet und schmücket, nämlich aus dem System der Monaden oder der einfachen Dinge, von welchen der Herr Baron von Leibnitz selbst nicht weiß, ob er sie vor Körper oder vor Geister ausgeben soll. Von solchen unbegreiflichen Dingen, deren Natur und Wesen der Erfinder selbst nicht einmal festgesetzet hat, läßt sich freylich träumen, was man nur will, und sie können in der Einbildung Millionen, Billionen und Trillionen menschliche Wesen in sich enthalten. Allein, so bald man nur einmal festgesetzet hat, ob die Monaden und die daraus entstehenden Saamenthierchen, Körper oder Geister seyn sollen; so wird die Unmöglichkeit dieser Meinung von selbst in die Augen fallen.

Sind sie Geister; so können sie zu Erzeugung eines menschlichen Körpers nichts beytragen. Denn in ihnen kann weder die Figur eines menschlichen Körpers verborgen liegen, noch können sie ein weibliches Ey aufschwellend und wachsend machen, weil einem Körper in Thätigkeit und Bewegung zu setzen, auch eine körperliche Triebfeder nöthig ist. In diesem Fall kann auch keine Ineinanderwickelung der Saamenthierchen statt finden. Die Ineinanderwickelung ist blos bey Körpern möglich. Ein in einander gewickelter Geist muß der gesunden Vernunft als ein sehr lächerliches Ding vorkommen. Sind sie aber Körper, so entstehen alle die Unmöglichkeiten, die wir bey der vorhergehenden Meinung gezeiget haben. Die Materie ist keiner so unendlichen Theilbarkeit fähig, daß in einem Saamenthierchen, das ist, in einer unsichtbaren Sache, Millionen menschliche Wesen in einander gewickelt seyn könnten.

Wenn man vollends erwäget, was vor eine unendliche Anzahl von Trillionen Saamenthierchen nach dieser Meinung verloren gehen würden, und nicht ja! von Gott umsonst erschaffen wären, so verdienet dieses System, daß es von allen vernünftigen Menschen ausgezischet werde. In einem jeden Tropfen des männlichen Saamens sollen Millionen solche Thierchen befindlich seyn. Nur eine davon aber kann zur Fruchtbarkeit und Fortpflanzung gelangen. So viel Beyschlaf ohne Zeugung würde demnach verursachen, daß Trillionen solcher Embryonen

nen

nen verloren gehen würden, ehe ein einziges die Fortpflanzung erreichte, und welche mithin Gott ganz ohne Absicht und Nutzen erschaffen hätte. Was für Possen? was für Thorheiten? schämen sich diese Leute nicht, dem allerweisesten Wesen solche seiner Weisheit unanständige Bemühungen aufzubürden.

Freylich findet man, daß die Fichten und andere Bäume und Pflanzen eine unendliche Menge sehr kleinen Saamens haben, davon öfters von Millionen nur ein einziges Korn zur Fruchtbarkeit gedeihet. Allein dieses ist der Weisheit Gottes gar anständig. Dieser Saame, welcher ein Spiel des Windes ist, kann an tausend Orte getrieben werden, wo er zu keiner Fruchtbarkeit gelangen kann.

Die unendliche Menge dieses Saamens war also nöthig, damit diese Pflanzenarten nicht gänzlich untergiengen. Allein was vor ein unendlicher Unterschied ist nicht zwischen der Fortpflanzungsart dieser Bäume und Pflanzen und zwischen der Erzeugungsart des Menschen. In dem letztern Falle wird der Saame in seinen bestimmten fruchtbaren Acker auf die vollkommenste und sicherste Art hineingetrieben. Würde man einen Gärtner nicht auslachen, der mit einem Pflanzer ein Loch machte, und tausend Erbsen oder Bohnen in ein einzig Loch würfe, aus Furcht, daß viele davon nicht keimen und Frucht tragen möchten. Diese Verfahrungsart würde seinem Endzwecke gerade zuwider seyn, und diese große Menge Saamen bey einander würde die Keimung und das

Wachs-

Wachsthum hindern, warlich? eben so würde es bey der Erzeugung des Menschen gehen, wenn die abgeschmackten Saamenthierchen wahr wären.

Lasset uns andere eben so thörichte und unmögliche Meinungen von der Erzeugung des Menschen, gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Sie verdienen noch vielweniger untersuchet zu werden. Wir wollen davor unsere eigene Meinung von dieser Sache ohne weitern Aufschub vortragen.

Die Erfahrung aller Zeiten hat uns gelehret, daß Kinder, die aus einem keuschen Ehebette erzeuget werden, die allerunleugbarste Aehnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter, oder mit beyden zugleich haben.

Fehler in ihren Leibesgestalten, Ungestaltheiten, Krankheiten ihres Körpers pflanzen sich von den Aeltern auf die Kinder fort. Dieses sehen wir nicht allein an den Menschen, sondern auch an den Thieren und an allen andern Geschöpfen. Zwey Stücke Vieh beyderley Geschlechts, es sey von Pferden, von Hunden, von Rindvieh, von Schaafen, von Geflügel, oder allen andern Thieren, wenn sie beyde einerley Gestalt und Farbe, auch nur allein mit einander zu thun haben, werden ganz unfehlbar Junge von eben dieser Gestalt und Farbe erzeugen. Dahingegen, wenn Vater und Mutter von verschiedener Gestalt und Farbe sind: so werden die Junge eine Vermischung von beyderley Gestalt und Farbe

zeigen. So gar lehret uns dieses die Erfahrung bey den Menschen, wenn sich Weisse und Mohren mit einander vermischen. Wenn eine von den vorhergehenden beyden Meinungen wahr wäre, so könnte sich dieser Erfolg keinesweges ereignen. Wenn alle menschliche Figuren in den Eyern des weiblichen Geschlechts schon vollkommen gebildet wären: so siehet man nicht, auf was für Art die Kinder einige Aehnlichkeit mit ihrem Vater erlangen könnten; und wenn alle Menschen in allen nachfolgenden Zeugungen bereits in einem einzigen Saamenthierchen des Mannes verborgen lägen: so ist nicht zu begreifen, durch was für Wirkung die Kinder eine Aehnlichkeit mit der Mutter haben könnten.

Einbildung? Leere und abgeschmackte Einbildung! wenn man in Ansehung der Aehnlichkeit, welche die Kinder mit dem Vater haben, zu der Einbildung der Mutter seine Zuflucht nimmt. Ein denkender philosophischer Kopf kann nicht einmal begreifen oder erklären, was diese Einbildung eigentlich ist, noch viel weniger aber, wie und auf was Art sie auf die Bildung eines Kindes wirken könne.

Das sind nichts als eitele Chimären und abgeschmackte Hirngespinste, ja! so gar offenbare und ungeheure Contradictionen.

Denn, wenn das Kind mit allen seinen Theilen und mit aller seiner Bildung in dem Eye der

Mutter schon vorhanden ist, und nur einer Entwickelung und Vergrösserung bedarf: so kann während der Zeugung und Schwangerschaft gar keine Bildung vorgehen; und die Einbildung der Mutter kann also auch bey dieser Bildung gar keine Wirkung haben.

Sind aber die Kinder schon in dem Saamenthierchen der Väter gebildet: so ist es noch ohnmöglicher, daß die Einbildung der Mutter dabey etwas wirken kann. Im Grunde sagt man durch diese abgeschmackte Meinungen, daß die Kinder bey der Empfängniß bereits gebildet und auch nicht gebildet werden.

Das ist ein offenbarer Widerspruch. Daß aber die Einbildung der Mutter bey der Aehnlichkeit, so die Kinder mit ihrem Vater haben, gar nichts wirke, das kann man so gar aus der Erfahrung beweisen.

Man hat Beyspiele in Menge, daß gewisse Ungestaltheiten, besondere Bildungen an verborgenen Theilen, desgleichen Krankheiten des Vaters, wovon die Mutter nicht einmal das geringste gewußt hat, dennoch auf die Kinder fortgeerbet haben. Hier ist es also ohnmöglich, daß die Einbildung der Mutter bey einer Sache die Wirkung gehabt haben kann, von der sie nicht einmal eine Vorstellung gehabt hat. Ich habe einen Freund, welcher über dem Ausgange des Mastdarmes eine kleine aber tiefe Höhlung hatte, gleich als ob diese noch eine

andre Oefnung hätte werden sollen. Seine Frau hatte niemals von dieser Beschaffenheit etwas gewußt; und dennoch hatten zwey seiner Kinder eben diese tiefe Höhlung an eben dieser Stelle. Dergleichen Beyspiele finden sich in Menge, wenn man mit Familien in einiger Vertraulichkeit stehet, und auf solche Gegenstände zu reden kommt.

Das, was ich hier ausgeführet habe, beweiset genugsam, daß die Bildung der Kinder weder in dem weiblichen Eye noch in dem vermeintlichen männlichen Saamenthierchen vorher existiret, sondern daß sie bey der Empfängniß, wo nicht gänzlich, doch in den wesentlichsten Theilen entstehe, und daß beyde, sowohl Vater als Mutter an dieser Bildung Antheil nehmen, und vielleicht ist diese Bildung weit einfacher und einfältiger, als unsere künstliche Vorstellungskraft solche auszustudiren suchet. Die Natur ist in allen ihren Wirkungen so einfach und ungekünstelt, als nur immer möglich ist. Sie ist weder weitläuftiger, noch verschwendet sie mehr Kraft, als gerade so viel, als zu Hervorbringung der Wirkung, welche sie zur Absicht hat, erfordert wird. Dieses ist der Weisheit ihres Urhebers gemäß. Denn ohne Zweifel ist es eine Folge der Weisheit, daß man nichts ohne Noth und ohne Ursachen unternimmt, keine weitläuftigen Mittel anwendet, wo kurze zureichen, und keine Umwege erwählet, wenn man durch eine gerade Straße zu seinem Endzweck gelangen kann. Allein unsere Systemmacher kennen die edle und majestätische Einfalt

der Natur nicht. Sie suchen ihr ganzes Bisgen Weisheit in ausstudirten Künsteleyen.

Daher machen sie sich Hirngespinster, und dichten der weisen Natur eben solche elende Künsteleyen an.

Der einfachste Weg der Natur, in Ansehung des Zeugungsvermögens, um dadurch das menschliche Geschlecht fortzupflanzen, ist wohl ohne Zweifel, wenn sie den männlichen und weiblichen Saamen als eine Quintessenz aus allen Theilen des menschlichen Körpers herausziehet, und demselben zugleich die Figur und Bildung des Körpers, woraus er gezogen wird, in sich behalten läßt. Diese Bildung des Vaters, welche der männliche Saame in sich hat, vereiniget sich in dem Beyschlaf mit dem Extract von der Bildung der Mutter, wenn man so reden kann, welche in ihrem Saamen befindlich ist, der aus allen Theilen ihres Körpers herausgezogen ist, und mithin diese Bildung gar leicht in sich enthalten kann; diese Vereinigung geschiehet durch den Beyschlaf, und es ist wahrscheinlich, daß die Bildung des zu erzeugenden Kindes mehr Aehnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter erlanget, nach der Maße, wie der Saame des einen oder der andern mehr Kraft und Thätigkeit hat, und mithin in der Vermischung von beyderley Saamen die Oberhand gewinnet. Dieses ist der allgemeine Begriff, den ich mir von der Erzeugungsart des Menschen, nach reifer Ueberlegung, gemacht habe, und woraus

sich alle Erscheinungen und Vorfälle bey der Geburt der Menschen leicht erklären lassen. Es wird nunmehro nöthig seyn, daß ich diesen allgemeinen Begriff mehr aus einander setze und erläutere, auch wo es nöthig, mit Beweisen unterstütze.

Ich habe allezeit gefunden, daß in natürlichen Dingen, worinnen es hauptsächlich auf die Erfahrung ankommt, die Meinung der Alten vor allen ausgekünstelten Systemen der Neuern den Vorzug behauptet; und die Ursache davon ist leicht einzusehen. Eine Erfahrung von vier bis fünf tausend Jahren hat ohne Zweifel mehr Gewichte, als alle eitele Speculationen, die sich gemeiniglich auf willkührlich angenommene oder doch nicht genugsam erwiesene Sätze gründen. Die Alten glaubten, daß die Empfängniß eines Menschen geschähe, wenn sich der männliche und weibliche Saame in einem Augenblick der Zeit währenden Beyschlafs mit einander vereinigten; und in der That, alle Eheleute, welche in dem Zeugungsgeschäfte nicht blos thierisch handeln, oder sich ihren Wollüsten blindlings überlassen, sondern einige Aufmerksamkeit auf dieses edelste und wichtigste Geschäfte der Natur richten, haben mir im Vertrauen gestanden, daß sie den Augenblick der Empfängniß so fort, nach dessen Geschehung, daraus vermuthet und angemerket haben, wenn beyderley Saame in einem und eben dem Augenblicke der Zeit bey den Eheleuten entgangen, und sich mit einander vereiniget hat.

Sie haben den Tag eines solchen Vorfalls schriftlich bemerket, und die nachherige Geburt des Kindes hat wirklich gelehret, daß dieses der Tag von dessen Empfängniß gewesen sey.

Wenn der Saame des Mannes frühzeitiger entgehet, oder der Saame des Weibes allzufrühzeitig davon gehet, so wird sich niemals eine Empfängniß ereignen. Dieses ist durch eine allgemeine Erfahrung als richtig befunden worden, wie mir alle Eheleute, die mit mir über diesen Punct aufrichtig geredet, gestanden haben; und warum sollte man von einer so wichtigen Sache, welche den Urspruug des Menschen aufkläret, nicht ohne Scheu und Rückhalt reden, wenn junge Personen dabey nicht anwesend sind. Hieraus lassen sich nun verschiedene Folgen und Anmerkungen machen, die wir vortragen müssen.

Erstlich wird niemals eine Empfängniß in der ersten Hochzeitnacht geschehen, wenn die Braut eine unbefleckte und reine Jungfer ist, die weder durch wirklichen Beyschlaf noch durch Kützelungen die Wollust vorher gekostet hat. Der Bräutigam, wenn er seine Braut liebet, ist allzuhitzig, als daß ihm der Saame nicht sehr zeitig entgehen sollte. Die Braut hingegen, wenn sie noch gar keine Vorstellung von der Wollust hat, ist zu kalt, als daß sich der Saame von beyden in einem Augenblicke der Zeit mit einander vereinigen könnte.

Daher,

Daher, wenn neun Monate nach der ersten Hochzeitnacht die Geburt eines Kindes erfolget, so kann man allemal gewiß seyn, daß die Neuvermählten die Früchte der Liebe vor der Hochzeit gekostet haben, oder daß die Braut keine unbefleckte Jungfer in vollkommenen Grad gewesen ist. Das erste haben mir viel Eheleute, welche in neun Monaten ihr erstes Kind gezeuget haben, selbst gestanden.

Zweytens ist daraus zu schließen, daß Weibespersonen, welche allzu hitzig sind, daß ihnen der Saame zu zeitig entgehet, selten fruchtbar sind; und daraus läßt sich abnehmen, warum die Fruchtbarkeit des weiblichen Geschlechts in den heissen Himmelsgegenden nicht sehr groß ist. Die Hitze des Clima hat einen allzugroßen Einfluß über das Temperament eines Frauenzimmers, als daß ihnen der Saame nicht zu zeitig entgehen sollte. Ich habe Frauenzimmer gekannt, auch von andern diese Bemerkung gehöret, die so hitzig gewesen sind, daß ihr Saame ihren Liebhabern schon in die Hand entgegen gesprützet ist, wenn sie im Begriff gewesen sind, ihre Scham zu berühren. Allein eine allgemeine und allezeit richtig befundene Erfahrung hat gezeiget, daß solche Frauenspersonen allemal unfruchtbar gewesen sind.

Drittens muß man hieraus die Anmerkung machen, daß die unordentliche Vermischung beyderley Geschlechter, es sey durch Hurerey oder durch Ehebruch, der Fortpflanzung des menschlichen Ge-

schlechts und der Vermehrung der Menschen gar nicht vortheilhaftig ist. Die öftere Abwechselung in den Gegenständen der Wollust erreget allemal mehr hitzige Begierden, und der Saame entgehet allzufrühzeitig, als daß er zu Erzeugung etwas beytragen könnte, weil die Vereinigung von beyderley Saamen nicht in einem Augenblicke der Zeit geschehen kann.

Wollte man sagen, daß, wenn beyde Verliebte gleich hitzig wären, dennoch die Vereinigung in einerley Zeitpunct möglich wäre, so muß man erwägen, daß es gar nicht gleichgültig ist, ob die Vereinigung gleich anfangs und nicht an ihrem rechten Ort und Stelle vorgehet. Dieser Punct wird sich in der Folge mehr erläutern.

Es ist hieraus auch die Ursache abzunehmen, warum die Kinder von sehr verbuhlten und ehebrecherischen Weibern dennoch ihren Männern öfters ähnlich sehen. Bey ihren abwechselnden Liebhabern sind dergleichen Weiber allzuhitzig, als daß eine Empfängniß geschehen könnte. Dahingegen leisten sie ihren Männern den Beyschlaf mit einer gewissen Art der Kaltsinnigkeit, oder wenigstens Gleichgültigkeit, die alle Hitze entfernet, und folglich zur Zeugung desto geschickter ist. Folglich sind die Kinder solcher verbuhlten Weiber gemeiniglich in der That von ihren Ehemännern, und ihre Liebhaber dienen nur zu Befriedigung ihrer Wollüste.

Wenn die Alten geglaubt haben, daß die Vermischung von beyderley Saamen zur Empfängniß eines Kindes nothwendig sey, so sind sie weit entfernet gewesen, sich dabey vorzustellen, daß der Saame des Mannes zu der Zeugung weiter nichts beytrage, als daß er ein weibliches Ey belebe.

Sie sind fast überzeugt gewesen, daß das Körperliche des männlichen Saamens auch den körperlichen Ursprung des erzeugten Kindes ausmache. Tausend Stellen, so wohl in der Bibel, als bey den alten Profanscribenten enthalten auf das deutlichste in sich, daß man die Kinder vor das Fleisch und Blut des Vaters gehalten habe, daß sie die Kraft seiner Lenden wären, oder aus seinen Lenden erzeuget würden, und was dergleichen Ausdrücke mehr sind. Dieser Ausdruck, daß die Kinder aus den Lenden erzeuget würden, beziehet sich wahrscheinlich auf ein gewisses Spannen und Ziehen, welches die Männer in den Lenden bey Entgehung des Saamens empfinden, und welches sich von da in alle Theile des Körpers und öfters bis in das Haupt erstrecket. Es ist daher desto wahrscheinlicher, daß der Saame ein wirklicher Extract aus allen Theilen des Körpers ist, und folglich ist es desto leichter möglich und wahrscheinlich, daß er die Bildung desjenigen Körpers, woraus er gezogen ist, in sich enthalten kann.

Indessen scheinen die Alten nicht geglaubt zu haben, daß Söhne und Töchter auf einerley Art

Wider alle diese bis hieher von mir vorgetragenen Sätze und Gedanken können wenig erhebliche Einwürfe gemacht werden. Die größte Schwierigkeit, welche man sich dabey vorstellen wird, ist vermuthlich, wie in dem Saamen des Mannes oder des Weibes alle Theile und Gliedmaßen nebst der Figur und Bildung eines vollkommenen menschlichen Körpers befindlich seyn können; und eben diese Schwierigkeit hat vermuthlich die obgedachten Systemmacher bewogen, diese Figur und Bildung entweder in dem weiblichen Eye oder in den männlichen Saamenthierchen zu suchen. Allein diese Schwierigkeit fällt so fort hinweg, wenn man mit dem Reiche der Natur in seinem ganzen Umfange etwas näher bekannt ist. Die Pflanzengewächse haben ihr Gefäße, den Nahrungssaft zuzubereiten, sie haben einen Umlauf dieses Nahrungssaftes, wie ich gewiß überzeuget bin, und wie die folgenden Zeiten immer besser und genauer erkennen werden; kurz, sie haben ein wirkliches Leben, welches den Krankheiten und dem Verderben unterworfen ist, wie die thierischen Körper. Vielleicht kann man die Pflanzen vor unbewegliche Thiere, und die Thiere vor bewegliche oder wandelnde Pflanzen ansehen. In allen Pflanzen hat aber ein jeder besonderer Theil die Bildung des Ganzen in sich, oder welches einerley ist, in einem jeden besondern Theile lieget der Keim und die Figur des Ganzen, der nur unter zuträgliche Umstände gebracht werden muß, um abermals ein Ganzes zu werden. Es giebt wenig Bäume, davon

nicht ein jeder Zweig, ein jeder Theil der Wurzel, ja so gar ein jedes Blatt wieder ein ganzer Baum werden könnte, wenn er in ein dienliches Erdreich gebracht und wohl gewartet wird. Dieses hat die Erfahrung von allen ausländischen Bäumen gezeiget, um deren Vermehrung wir uns wegen ihrer Seltenheit Mühe gegeben haben; und es ist kein Zweifel, daß es mit allen andern Bäumen eben also angehen würde, wenn wir vorsichtige und wohl überlegte Versuche damit machen wollten. Gewisse Pflanzengewächse, als die Cickorien, Paladen, die Erdäpfel und andere Wurzelgewächse, haben einen so unbezwinglichen Trieb zum Wachsen, daß ein jeder Theil davon, man mag auch das Ganze auf alle nur ersinnliche Art zerschneiden, in einem schicklichen Erdreiche dennoch wieder eine ganze Pflanze wird. Es ist offenbar, daß in einem jeden Theile solcher Pflanzengewächse der Keim, die Figur und die Bildung des Ganzen liegen muß. Denn sonst würde es dem Verstande ganz unbegreiflich seyn, wie ein Ganzes daraus entstehen könnte!

Das Wachsthum kann nichts weiter thun, als die Theile eines Ganzen, welche bereits im Kleinen vorhanden sind, zu entwickeln und zu vergrößern. Wenn dennoch offenbar ist, daß bey den Pflanzen ein jeder Theil die Bildung und die Figur des Ganzen in sich verborgen hat: so siehet man nicht, warum dieses nicht bey den wandelnden Pflanzen, nämlich bey den Thieren, eben also seyn könnte. Folglich kann

kann der Saame der Menschen, der durch die Kützelung des Beyschlafs aus allen Theilen des Körpers gezogen werden kann, gar wohl die Bildung und Figur eines Menschen in sich enthalten, ohne daß man nöthig hat, zu einem weiblichen Eye oder zu dem männlichen Saamenthierchen seine Zuflucht zu nehmen. Es ist dieses auch der Weisheit Gottes viel anständiger.

Der weise Schöpfer, welcher einen so einfachen und kurzen Weg vor sich hatte, nämlich in einen jeden Theil die Bildung und Figur des Ganzen zu legen, um dadurch allen Geschöpfen das Vermögen mitzutheiten, ihres gleichen hervorzubringen, und alle Geschöpfe in ihren Geschlechtern und Arten fortdaurend zu machen, wird gewiß weder einer so unendlichen Ineinanderwickelung der Figuren, deren die Materie nicht einmal fähig ist, noch eine unaufhörlich ueue Schöpfung bey jedem Beyschlafe erwählet haben; ein Umstand, welcher im Grunde nichts anders heisset, als daß der Schöpfer unaufhörlich von neuem Hand an seine Werke legen müßte, welches allemal einen unvollkommenen Werkmeister anzeiget.

Wenn die Erzeugung der Menschen auf diese Art vorgehet, so kann man auch auf eine vernünftigere und der Weisheit Gottes anständigere Art erklären, wie und auf was für Weise die Mißgeburten entstehen. Wäre es wahr, daß alle Menschen in dem Eye der Eva, oder in den Saamenthierchen

chen des Adams schon im Voraus in einander gewickelt von Gott gebildet worden wären: so müßte Gott durch besondern Vorsatz und Rathschluß auch schon im Voraus die Bilder der Mißgeburten mit allen ihren seltsamen Figuren erschaffen haben; und das kann man schwerlich als eine würdige Beschäftigung für einen unendlich weisen Schöpfer ansehen. Denn wollte man sagen, daß Gott dergleichen Mißgeburten zur Strafe der Aeltern erschaffen hätte, so hat Gott tausend andre Mittel und Wege zur Bestrafung, als daß er nöthig hätte, deshalb seine Werke auf eine so seltsame Art zu verstümmeln. Diese Bestrafung ist auch nur geringe, wenn dergleichen Mißgeburten, wie es am häufigsten geschiehet, vor und in der Geburt versterben. Allein, wenn die Erzeugungsart der Menschen, wie ich sie hier vorgestellet habe, richtig ist: so kann man sehr leicht erklären, auf was für Art die Mißgeburten entstehen. Bey der Vereinigung des männlichen und weiblichen Saamens, wodurch die Empfängniß eines Kindes geschiehet, sind allerley Umstände und Zufälle möglich, wodurch dergleichen Mißgeburten gebildet werden können. Wenn der Saame von dem einen Theile der Aeltern die Bildung von zwey Kindern in sich enthält; der Saame des andern aber nur eine einfache Figur in sich schließet: so ist leicht begreiflich, auf was Art Kinder mit zwey Köpfen, vier Armen und andern dergleichen doppelten Theilen, die aber in andern Theilen nur einfach und zusammengewachsen sind, empfangen und geboren wer-

den können. Auf eben diese Art lassen sich fehlende Glieder und andere seltsame Bildungen bey den Mißgeburten erklären.

Indessen bin ich weit entfernet zu glauben, daß die Empfängniß und Erzeugung eines Menschen lediglich und allein auf die Vermischung von beyderley Saamen an einem Augenblicke der Zeit ankomme.

Die Menschen würden alsdenn so leicht entstehen als die Pilze. Nein, es werden noch viel andere Umstände dabey erfordert.

Die Vermischung von beyderley Saamen muß nicht in der Mutterscheide, sondern in dem Munde und Oefnung der Mutter selbst geschehen. Daher ein Weib, deren Mutter gar keine oder zu kleine Oefnung hat, schwerlich fruchtbar werden kann. Eben so wie ein Mann, der eine zu kurze Ruthe hat, oder dessen Ruthe nicht steif genug ist, um bis an den Mund der Mutter zureichen, und daselbst den Saamen auszusprützen, schwerlich ein Kind erzeugen kann. Ich will mich nicht einlassen, die Lage und Beschaffenheit der Zeugungsglieder zu beschreiben, wenn sie zur Fruchtbarkeit geschickt seyn sollen. Oefters sind Mann und Weib nur relative unfruchtbar, weil ihre Zeugungsglieder kein Verhältniß mit einander haben, und jeder würde fruchtbar gewesen seyn, wenn er einen andern Gatten gehabt hätte. Alles dieses würde mich hier zu weit führen, dieses ist nicht hier meine Hauptabsicht.

Alles dieses würde ein eigenes ausführliches Werk erfordern, wenn es umständlich vorgestellet werden sollte; ein Werk, welches von sehr großen Nutzen seyn würde, wenn es in reiner Absicht und bloß zum Nutzen des menschlichen Geschlechts geschrieben würde. Ich sehe mich genöthiget, diese Umstände hier nur in so weit zu berühren, als es die folgenden Betrachtungen nothwendig machen.

Wenn die Vermischung von beyderley Saamen in dem Munde der Mutter geschehen ist, so wird zur Empfängniß noch ein wesentlicher Umstand erfordert.

Dieser ist, daß die Gebährmutter selbst den vermischten Saamen in sich schlucket.

Dieses geschiehet durch eine gewisse Bewegung, die einen sehr starken Pulzschlage ähnlich ist, aber viel langsamer gehet. Aufmerksame Weiber werden nach geendigtem Beyschlaf, wenn ihnen der Saame stark entgangen ist, diese Bewegungen der Gebährmutter, oder dieses Schluchzen derselben, welches mit einer großen Kützelung und Wollust verbunden ist, gewiß empfinden; und wenn die Vermischung der beyderley Saamen in einem Zeitpuncte vorher gegangen ist: so können sie daraus ziemlich zuverläßig die geschehene Empfängniß gleich von der ersten Minute an wissen. Ich sage ziemlich zuverläßig. Denn eine vollkommene Gewißheit macht dieses noch nicht aus, weil der Saame ohngeachtet

seiner

seiner Vereinigung und ohnerachtet er in die Gebährmutter gebracht ist, dennoch daselbst noch allerley Zufällen unterworfen ist, welche die Empfängniß vergeblich machen, wie wir bald hören wollen.

Es ist nämlich nothwendig, daß der Saame einen fruchtbaren Acker finde, wenn die Empfängniß gedeyen soll. Dieser fruchtbare Acker bestehet in einer blutreichen Gebährmutter, welche im Stande ist, durch das Blut der Empfängniß Nahrung und Gedeyen zu verschaffen. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sich aus dem Blute, so bald der vereinigte Saame in die Gebährmutter gebracht ist, der Mutterkuchen bildet, durch welchen die Frucht das Blut aus dem Leibe der Mutter erhebt, und durch welchen sie mit der Mutter zusammen hänget, und einerley Circulation des Geblütes mit derselben hat. Zwar, wenn es wahr wäre, wie man durch die Zergliederung entdecket haben will, daß unmittelbar nach der Empfängniß ein Ey an dem Eyerstocke der Mutter aufschwelle, sich loßreisse, und binnen wenig Tagen in die Gebährmutter eindringe, so könnte die weise Natur dieses Ey zu den Mutterkuchen bestimmet haben, so wie das Ey bey den Vögeln und Geflügeln in der That nur hauptsächlich den Endzweck hat, den Jungen währender Ausbrütung die Nahrung darzureichen.

Denn die Empfängniß, oder die Vermischung von beyderley Saamen, welche man bey den Hünereyern den sogenannten Hahnentritt nennet, und

woraus

woraus eigentlich das Küchlein entstehet, ist nur ein sehr kleiner und unmerklicher Theil in dem Eye, und fehlet bey allen Eyern, die nicht durch einen Hahn fruchtbar gemacht sind, ohne daß dem Eye an seiner Größe etwas abgehet, wodurch also meine Meinung, daß die Betretung nicht in dem Eye liege, gleichfalls bestätiget wird; indem die Erfahrung zeiget, wenn man einer brütenden Henne alle drey Tage ein Ey wegnimmt, und solches öfnet, daß die Dotter in dem Ey, sowohl als das Weiße keinen andern Endzweck habe, als dem Küchlein zur Nahrung, Einfassung und Beschirmung zu dienen. In der That sage ich, hat es eine große Wahrscheinlichkeit, daß die Eyer an dem Eyerstocke eines Frauenzimmers, wenn sie wirklich dergleichen sind, keinen andern Endzweck haben. Allein die Sache scheinet mir noch gar zu zweifelhaftig, und insonderheit der Weg, den ein losgerissenes Ey von dem sogenannten Eyerstocke bis in die Gebährmutter zu paßiren hat, gar zu unmöglich, als daß ich dieser Meinung nur einige Gewißheit zutrauen könnte.

Hieraus veroffenbaret sich eine neue Ursache der Unfruchtbarkeit bey dem weiblichen Geschlechte. Diese ist, wenn es der Gebährmutter an einem genugsamen blutreichen Zustande fehlet, um die Empfängniß gedeyend zu machen. Daher sind diejenigen Weiber gemeiniglich unfruchtbar, welche ihre monatliche Reinigung entweder gar nicht, oder sehr unordentlich haben.

Indessen giebt es doch Weiber, welche niemals ihre monatliche Reinigung gehabt haben, und doch sehr fruchtbar sind.

Bey diesen seltenen Falle glaube ich, daß zwar alle Blutgefäße in und bey der Gebährmutter in ihrer Ordnung sind, daß aber die Gebährmutter so sehr schwammicht ist, daß sie eine große Menge Blutes in sich fassen kann, ohne daß durch die Mutterscheide zur Zeit der monatliche Reinigung etwas auströpfelt. Allein diejenigen Weiber, welche aus Mangel der monatlichen Reinigung unfruchtbar sind, können es nur deshalb seyn, weil die nach der Gebährmutter zugehenden Blutgefäße verstopfet sind, und dieselbe mithin keinen zureichenden Zufluß von Blute hat.

Dieses Hauptstück würde allzulang gerathen, wenn ich alle Umstände ausführen wollte, welche zur Zeugung und Empfängniß des Menschen etwas beytragen, oder solche verhindern könnten. Wie schon oben gesagt, dieses Capitel erforderte ein eigenes Buch, wenn es ausführlich abgehandelt werden sollte. Da es aber hier nicht meine Hauptabsicht ist, so mag das Angeführte genug seyn, weil alles darinnen vorkommt, was zu Erläuterung der folgenden Betrachtungen nothwendig ist. Ich will also hiermit dieses Hauptstück beschließen.

Zwey-

Zweytes Hauptstück.

Von den Umständen der Menschen, wodurch die Zeugung befördert wird.

Lasset uns hier die Umstände der Menschen betrachten, durch welchen die Zeugung befördert wird. Diese Betrachtungen werden größtentheils Folgen aus dem vorhergehenden seyn. Der allerwichtigste von diesen Umständen ist unstreitig, daß in einem Lande solche Einrichtungen, Anstalten, Mittel und Wege vorhanden sind, wodurch die Menschen leicht und ohne großes Elend ihren Unterhalt finden und eine Familie ernähren können. Die Menschen von beyderley Geschlechtern neigen von sich selbst schon mit einander zu leben, um Kinder zu zeugen, wenn sie nicht durch Beyspiele eines großen Elendes an andern, die eben dieses gethan haben, davon abgeschrecket werden.

Je leichter es demnach in einem Lande ist, daß sich zwey Menschen ernähren können, desto mehr wird die Zeugung und Bevölkerung befördert. Allein dieses gehöret in die politischen Betrachtungen, worzu wir den zweyten Theil bestimmt haben. Hier haben wir es nur mit den physicalischen Umständen zu thun, durch welche die Zeugung befördert wird.

Wenn die Empfängniß nach dem vorhergehenden Hauptstück hauptsächlich darauf ankommt, daß die Vereinigung von beyderley Saamen in einerley Zeitpunct geschiehet: so ist es allerdings ein wichtiger Umstand zu Beförderung der Zeugung, daß der Beyschlaf in ungestörter Ruhe, Sicherheit und Bequemlichkeit geschehen kann. Denn bey einer übereilten Vermischung, die mit Angst, Furcht und Schrecken wegen eines Ueberfalls begleitet ist, wird es sich sehr selten ereignen, daß der Saame in einerley Zeitpuncte sich vereiniget. Dieses ist meines Erachtens die Ursache, warum aus Hurerey und Ehebruch, ohngeachtet sie auf eine unaussprechliche Art in der Welt eingerissen sind, nach Verhältniß so wenig Kinder erzeuget werden.

Man muß noch die in dem vorhergehenden Hauptstück angeführte Ursache hinzusetzen, nämlich, daß die Begierden allzuhitzig sind, als daß die zur Empfängniß erforderlich rechte Vereinigung des beyderley Saamens vor sich gehen könnte. Hurerey und Ehebruch sind folglich der Bevölkerung niemals zuträglich; und blos aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, hat die Regierung niemals Ursache, diese Laster zu begünstigen, oder, welches einerley ist, eine große Nachsicht gegen sie zu haben. Indessen ist es gewiß, daß eine große Strenge gegen diese Laster gleichfalls unaussprechliches Unheil und Schaden verursachet, davon wir besser unten zu reden, Gelegenheit haben werden.

Glück-

Glückselig ist das Land, welches diese Ausschweifungen durch eine wahre Unschuld und Reinigkeit in den Sitten vermeidet. Auch diese Materie werden wir besser unten zu dem Gegenstande unserer Betrachtungen machen.

Aus eben diesem Grunde scheint mir ein gewisses Gesetze des Spartanischen Gesetzgebers Lykurgs nicht allein an sich ungereimt und lächerlich, sondern auch der Zeugung nachtheilig. Er hatte verordnet, daß die jungen Eheleute in den ersten Jahren nur verstohlener Weise einander beywohnen durften. Der Mann mußte sich in großer Geheim zu seiner Frau schleichen, und wenn er sich ertappen ließ, so wurde er bestrafet. Lykurgs Hauptabsicht bey diesem Gesetz war wohl ohne Zweifel, daß er bey den Männern eine feurige Begierde, ihren Weibern beyzuwohnen, erhalten wollte, weil das Verbotene immer am angenehmsten ist.

Allein ein solches Mittel, die Begierden anzufeuern, ist meines Erachtens in den ersten Jahren des Ehestandes gar nicht nöthig. Der Mann, wenn er seine Frau nicht mit gänzlichem Widerwillen geheyrathet hat, ist in diesen Jahren ohnedem weit feuriger, als es der Zeugung beförderlich ist. In den ersten vier bis sechs Jahren hätte er eher einen Zaum als einen Sporn nöthig, wenn man blos auf Beförderung der Bevölkerung sehen wollte. Es wäre zu wünschen, daß die Gesetze eine solche Anfeurung der Begierden nach dem ersten sechs Jahren des Ehestandes erfinden könnten.

Dieser verstohlne Beyschlaf der jungen Spartanischen Eheleute, bey welchen die Furcht, entdecket zu werden, nichts anders als Angst und Schrecken verursachen konnte, war aber gewiß der Vereinigung beyderley Saamens, wie er zur Empfängniß nöthig ist, gar nicht zuträglich. In der That empfindet man auch nicht, daß sich die Spartaner stark vermehret hätten. Dahingegen die Eloden, ein bezwungenes Volk, welches gleichfalls in dem Spartanischen Gebiet wohnete, und den Gesetzen des Lykurgs nicht unterworfen war, sich unglaublich vermehrete, so das zehn Eloden gegen einen Spartaner vorhanden waren. Man kann nicht sagen, daß die häufigen Kriege der Spartaner ihre Vermehrung verhinderten. Die Eloden mußten eben so wohl mit im Kriege dienen, und wurden in gewissen Betracht mehr der Gefahr ausgesetzet, wie man denn findet, daß in den Schlachten der Spartaner allemal zehn und mehr Eloden gegen einen Spartaner geblieben sind.

Folglich muß wohl dieses und andere Gesetze des Lykurgs, welche den Ehestand betrafen, die hauptsächliche Ursache von der geringen Vermehrung der Spartaner gewesen seyn.

Wir haben in dem vorhergehenden Hauptstücke gezeiget, daß der vereinigte Saame einen fruchtbaren Acker, nämlich eine genugsam blutreiche Gebährmutter erfordert, und daß eine Unordnung in der monatlichen Reinigung der Weiber gemeiniglich

eine Unfruchtbarkeit veranlasset. Hieraus folget, daß ein Volk, bey welchem das weibliche Geschlecht einer grossen Weichlichkeit und Zärtlichkeit in der Lebensart ergeben ist, nicht so fruchtbar seyn kann, als ein anderes, welches einer gewissen Härte in der Lebensart gewohnet ist. Die geringste Erkältung bey solchen weichlichen Weibespersonen verursachet eine Verstopfung und Unordnung in der monatlichen Reinigung, und mithin, wo nicht eine beständige, dennoch eine zeitige Unfruchtbarkeit, bis die monatliche Reinigung wieder in Ordnung gebracht ist. Hieraus läßt sich die Ursache einsehen, warum die nordischen Völker in alten Zeiten so fruchtbar gewesen sind, und durch ihre Wanderung fast ganz Europa erobert und bevölkert haben. Die Härte ihrer Lebensart verwahrte die Weiber vor aller Weichlichkeit, und mithin auch vor aller Unordnung in der monatlichen Reinigung. Ein altes deutsches Weib, welches im Stande war, sich und ihr Kind unmittelbar nach der Geburt, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit in einem kalten Flusse zu baden, hatte gewiß nicht zu befürchten, daß eine Erkältung oder das Essen von einem sauren Gerüchte ihre monatliche Reinigung in Unordnung bringen würde, wie es heut zu Tage sehr häufig geschiehet. Meines Erachtens hat demnach die Regierung eine große Aufmerksamkeit nöthig, um zu verhindern, daß das Volk nicht allzuweichlich werde.

Entweder die Religion oder die Sitten müssen der Regierung die Mittel hierzu an die Hand geben.

Wenn die Religion oder die Sitten vorschreiben, daß eine jede Weibsperson von Kindheit an gewöhnet wird, sich wenigstens wöchentlich einmal eines kalten Bades zu bedienen: so ist so leicht keine Unordnung in der monatlichen Reinigung zu befürchten.

Die Erfahrung zeiget, daß zu einer großen Fruchtbarkeit der Menschen eine gewisse Reife und Kraft des männlichen Saamens erfordert wird. Obgleich ein Mann von dem vierzehnten bis vier und zwanzigsten Jahre im Stande ist, Kinder zu zeugen: so geschiehet doch dieses nur selten, und zwar gemeiniglich, nur unter dem Umstand, wenn die Weibsperson, mit welcher er sich vermischet, fünf bis sechs Jahr älter ist.

Allein alsdenn werden aus einer solchen Vermischung gemeiniglich nur Töchter erzeuget, wie die Erfahrung in tausend Beyspielen bewiesen hat. Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Der männliche Saame ist alsdenn noch so unzeitig und unkräftig; und der weibliche Saame hat in der Vereinigung so sehr die Oberhand, daß davon entweder gar keine Kinder oder nur Töchter erzeuget werden können. Dahingegen, wenn beyde Eheleute unter zwanzig Jahren sind, aus einer solchen Ehe selten Kinder geboren werden, bis die Eheleute zu reifern Jahren gelangen. Nach der Aufmerksamkeit, die ich seit länger als zwanzig Jahren auf diesen Gegenstand verwendet habe, bin ich bewogen worden, aus unzähligen Beyspielen die Anmerkung zu machen, daß diejenigen Ehen am aller-

lerfruchtbarsten sind, in welchen der Mann über dreyßig bis fünf und vierzig Jahr, das Weib aber nur funfzehn bis achtzehn Jahr alt ist.

Ich habe allgemein befunden, daß bey solchergestalt gepaarten Ehen alle drey Vierteljahr oder wenigstens alle Jahr ein Kind erfolget; wenn das Weib nicht selbst säuget, und wenn dieses geschiehet, so wird doch wenigstens alle fünf Vierteljahr, oder längstens alle anderthalb Jahr ein Kind geboren. Ich bin es nicht allein, der diese Anmerkung gemacht hat. Auf meinen Reisen nach Dännemark und Schweden hat mir ein sehr verständiger und ansehnlicher Mann ein Register gezeiget, in welches er alle Ehen eingetragen hatte, die zu seiner Kenntniß gediehen waren, und bey welchen der Mann und das Weib das jetzt erwähnte Alter gehabt hatten. Sie waren alle in einem Zeitraum von zehn Jahren, mit sechs, acht und mehrern Kindern gesegnet worden.

Ueberhaupt ist es leicht zu erweisen, daß die Verheyrathung der Weibespersonen von funfzehn bis siebzehn Jahren zur Zeugung und Bevölkerung am zuträglichsten ist. Niemand kann läugnen, daß ein jedes Frauenzimmer von ihrem funfzehnten Jahre an zur Zeugung geschickt ist. Wenn sie in dieser Zeit nicht heyrathen, so ist es offenbar, daß ein Theil von ihren fruchtbaren Jahren vor die Zeugung verloren gehen. Ueberdieß, je später sie schwanger werden, je schwerer ist alsdenn die Geburt.

Die Knochen, welche sich bey der Geburt aufthun müssen, verhärten und verwachsen in ihren Gelenken; und es sind zehnmal mehr Beyspiele vorhanden, das Weiber in der Geburtsarbeit sterben, welche nach ihrem vier und zwanzigsten Jahre geheyrathet haben, als solche, die vor ihrem siebzehnten Jahre in den Stand der Ehe getreten sind.

Die zeitige Verheyrathung der Weibspersonen hat auch in die Glückseligkeit der Ehen einen großen Einfluß. Wenn ein junges Mädchen noch nicht verliebt gewesen ist, noch besser aber, wenn sie noch gar keine Liebesbegebenheiten gehabt hat: so ergiebt sie sich demjenigen, wenn sie heyrathet, um so mehr von ganzem Herzen.

Man pfleget zu sagen, daß die erste Liebe einen ewigen Eindruck auf das Herz mache, und die Sache hat allerdings ihren Grund?

Ein Frauenzimmer, welches vor ihrer Verheyrathung schon vielmal geliebte Gegenstände gefunden hat, und deren Herz so zu sagen immer von einem Gegenstande zu dem andern geflattert ist, wird niemals eine wahre Zärtlichkeit gegen ihren Mann empfinden; und den Verführungen viel eher Gehör geben, als eine Ehegenoßin, deren jugendliches Herz noch keine andere Triebe, als gegen ihren Mann gefühlet hat. Man siehet aber leicht, was für Einfluß dergleichen Ehen auf die Zeugung und Bevölkerung haben werden.

Ehen,

Ehen, worinnen wenig gegenseitige Liebe statt findet, Ehen, die durch Uneinigkeiten bitter gemacht werden, Ehen, die durch Untreue zerrüttet werden, sind selten so fruchtbar, als Ehen, deren gegenseitige Zärtlichkeit, Eintracht und Vertrauen in der Zeugung alles wirken kann, was nach der Natur der beyden Eheleute möglich ist.

Gott hatte in dem Jüdischen Gesetz verordnet, daß bey der Hochzeit untrügliche Kennzeichen der Jungferschaft vorgezeiget werden mußten, widrigenfalls die Braut der Todesstrafe unterworfen wurde. So sehr wir ohnedem die Weisheit eines solchen Gesetzgebers verehren müssen: so ist die Sache in der That vor die Glückseligkeit der Ehen sehr wichtig. Zweifel über die vorher verlorne Jungferschaft des Weibes, sind ein Stachel in der Seele des Mannes, so lange die Ehe dauret, der zu vielen Uneinigkeiten und Widerwärtigkeiten Anlaß giebt, die Ehe unglücklich macht, und mithin auch der Zeugung schadet. Allein die Kennzeichen der Jungferschaft werden allemal zweifelhaftig, wenn ein Frauenzimmer über vier und zwanzig Jahr alt ist. Eine Sache, welche zehn Jahr lang so vielerley Anfällen ausgesetzet ist, und welche durch so viele unversehene Zufälle Gefahr laufen kann, ist selten so unversehrt, daß sie nicht Risse, Brüche und Falten bekommen hat, gesetzt, daß sie auch nicht vorsetzlich aufgeopfert worden ist. Um nun diesem Gesetz desto besser einige Genüge zu leisten: so verheyratheten die Juden ihre

Töchter sehr jung, und gemeiniglich in ihrem funfzehnten oder sechzehnten Jahre, welches auch alle Juden, die einiges Vermögen haben, noch heutiges Tages beobachten.

Wahrhaftig! die Fruchtbarkeit dieses Volkes, welches sehr zahlreich durch die ganze Welt ausgebreitet ist, und wenn es beysammen wohnete, das größte Volk in der Welt ausmachen würde, ist meines Erachtens hauptsächlich dieser Ursache zuzuschreiben.

Eine jede Regierung kann durch die Gesetze, die von ihr abhängen, und durch die Sitten, welche sie nach ihrem Gefallen zu leiten im Stande ist, bey ihrem Volke einführen, was sie nur will. Es kann ihr also auch nicht schwer fallen, es in die Wege zu richten, daß die Weibspersonen vor ihrem achtzehnten Jahre verheyrathet werden.

Allein die Mittel und Wege, deren sie sich zu bedienen hat, gehören nicht hieher, sondern in die politischen Betrachtungen, die wir in der Folge vorzutragen haben.

Hier in den Physicalischen Betrachtungen zeige ich nur den Grund, auf welche die Politik in der Bevölkerung ihre Gebäude aufführen muß.

Man wird vielleicht gegen diese Gedanken einwenden, daß die frühzeitige Verheyrathung der Weibspersonen zwar die Fruchtbarkeit befördert,

aber daß die Kinder nicht so gesund und stark werden, als wenn die Mütter zu mehrern Jahren gekommen sind. Das waren in der That die Gedanken des Plato, und deshalb wollte er nicht, daß sich in dem System seiner Republik, das er ausgesonnen hat, die Weibspersonen vor ihrem zwanzigsten Jahre verheyrathen sollten. Allein es ist offenbar falsch, daß die Kinder von jungen Müttern nicht so gesund seyn sollten, als andere.

Wenn sonst Vater und Mutter gesund ist, so ist gar kein vernünftiger Grund vorhanden, warum die Kinder von jungen Müttern ungesund seyn sollten. So viel ist gewiß, und die Erfahrung zeiget es bey allen Thieren, daß Mütter, die sehr jung geboren, in der ersten und zweyten Geburt keine sehr große und an Gliedmaßen starke Jungen zur Welt bringen. Dieses ist auch der Natur der Sache nach kaum möglich. Allein der Nachtheil davon ist sehr geringe. Kleine Geburten, welche gesund sind, und einen genugsamen Trieb des Wachsthums in sich haben, können alle Größe und Stärke erreichen, deren Geschöpfe ihrer Art fähig sind. Wahrhaftig! ich habe Kinder von funfzehnjährigen Müttern gesehen, die ihre gute sechs Rheinische Fuß hoch waren, und an Stärke der Gliedmaßen keinem etwas nachgaben. Und was wollen wir sagen? ist es denn nöthig, daß die Völker aus großen Fleisch Colossen bestehen. Heut zu Tage haben wir dergleichen Maschinen weder zum Kriege noch zu dem Feldbau

und den Manufacturen nöthig. Alles kommt auf Fleiß und Geschicklichkeit an.

Bey den Griechen, in deren Kriegen es auf Leibesstärke, Ringen und Kämpfen sehr viel ankam, waren große und starke Körper noch eher von Nutzen.

Indessen kann man nicht behaupten, daß die Ehen in dem obgedachten Alter allein sehr fruchtbar sind. Ehen, davon der Mann über fünf und zwanzig Jahr, die Frau aber achtzehn bis zwanzig Jahr alt ist, können gleichfalls ziemlich fruchtbar werden. Allein ich glaube nicht, daß der Regel nach eine Mannsperson unter vier und zwanzig Jahren zur Fruchtbarkeit sehr geschickt ist.

Diese Regel leitet freylich ihre Ausnahmen. Indessen wird manches unehliges Kind auf die Rechnung eines Jünglings geschrieben, weil die Mutter bey seiner Einfalt und Leichtgläubigkeit ihr Conto findet.

Da nach dem ersten Hauptstück ein blutreicher Zustand der Gebährmutter zu der Fruchtbarkeit nothwendig erfordert wird: so muß man schließen, daß die monatliche Reinigung der Weiber diejenige Zeit sey, in welcher die Empfängniß am leichtesten geschiehet. In der That scheinet diese Zeit auch von der Natur zum Zeugungswerke hauptsächlich bestimmt zu seyn, weil sie dem weiblichen Geschlecht zu dieser [illegible]t mehr Begierden eingepflanzet hat, und

die

die Erfahrung lehret auch, daß unmittelbar nach der monatlichen Reinigung die meisten Kinder empfangen werden.

Wenn dem also ist, so sollte man den Abscheu, den die meisten Männer zu solcher Zeit vor der Beywohnung ihrer Weiber haben, auf alle Art zu vermeiden suchen; und eine zum Vortheil der Bevölkerung eingerichtete Religion könnte dieses am besten bewerkstelligen, wenn sie ein Religionsgesetz daraus machte. Indessen fand doch in der jüdischen Religion gerade das Gegentheil statt, davon die Ursachen vermuthlich in dem heißen Clima, welches die Israeliten bewohnten, zu suchen sind; weil wahrscheinlich aus einem solchen Beyschlaf Krankheiten an den Geburtsgliedern zu befürchten waren, den man in dieser Gegend sehr ausgesetzet war, und weshalb die Beschneidung bey den Egyptiern, Arabern und allen andern Völkern dieses Erdstrichs schon von den alleraltesten Zeiten her, und wahrscheinlich lange vor Abrahams Zeiten eingeführet worden ist, wenn wir anders dem Herododus glauben dürfen, der in dieser Sache meines Erachtens ein ganz unverdächtiger Zeuge ist.

Drittes Hauptstück.

Auf was für Art sich die Menschen am schleunigsten vermehren können.

Es hat Gelehrte gegeben, welche mit dem Zuge ihrer Feder eine erstaunliche Menge Menschen gemacht haben, ich will sagen: Sie haben Berechnungen gemacht, wodurch sie haben zeigen wollen, wie schleunig sich die Menschen vermehren können. Z. E. Es ist vor viele Zweifler ein großer Anstoß, wenn in der Bibel stehet, daß durch die Sündfluth alles Fleisch auf dem Erdboden vertilget worden wäre, und daß dennoch zu den Zeiten Abrahams, welches ohngefähr drey hundert Jahr nach der Sündfluth war, alle Reiche und Länder in Asien und Africa schon wiederum vollkommen bevölkert, und in Königreiche und Staaten eingerichtet waren.

Folglich hätte Noa, der zu den Zeiten Abrahams noch gelebet haben muß, mit seinen eigenen Augen angesehen, wie von acht Personen, welche mit in den Kasten waren, binnen drey Jahrhunderten die ganze damals bekannte Welt wieder bevölkert worden wäre. Um nun diese Zweifel zu heben, so haben sich Gelehrte gefunden, welche Rechnungen entworfen haben, wodurch sie haben zeigen wollen,

daß

daß sich eine Familie von acht Personen binnen drey hundert Jahren auf eine ganz erstaunliche Art vermehren kann. Sie haben ein jedes Kind in seinem sechzehnten Jahre heyrathen, und so fort alle Jahre wieder Kinder zeugen lassen.

Allein man hat diesen Rechnungsmachern mit gutem Grunde entgegen gesetzt, daß sich die Menschen in der Wirklichkeit nicht so geschwind machen lassen, als sie mit einem Zuge der Feder entworfen und verfertiget werden. Es ist vergeblich, wenn man annimmt, daß ein Jüngling von sechzehn Jahren, schon wieder alle Jahre ein Kind zeugen kann. Das Zeugungsvermögen ist in diesen Jahren der Regel nach noch gar nicht vorhanden. Jünglinge von diesem Alter haben nur einen wäßrichten und unfruchtbaren Saamen; und wahrscheinlich würden sie in diesem Alter noch gar keinen haben, wenn er nicht durch die Sünde des Onans und andere Kützelungen in unsern verderbten Zeitalter vor der Zeit herbey gelocket würde. Es ist wahr, es können in ausserordentlichen Fällen Jünglinge in diesem Alter und noch eher Kinder zeugen. Alle diese Fälle sind sehr selten. Unter tausenden wird kaum einer gefunden werden, welcher im Stande ist, in seinem zehnten Jahre ein Kind zu machen, wie der Bruder des Herrn von Hombergs zu Paris, welcher die Tochter seines Wirths von neun Jahren vor kurzen geschwängert hat. Wenn die Römischen Rechte einen Knaben von vierzehn Jahren und ein Mädchen von zwölf Jahren vor mannbar erklären, so sehen sie auf

solche ausserordentliche Beyspiele; denn die Rechte müssen ihre Regeln nach ausserordentlichen Beyspielen einrichten, weil sie nicht wissen können, ob in einem zu beurtheilenden Falle die Natur gewöhnlich oder ausserordentlich gewirket hat. Aus eben diesem Grunde erkennen sie ein Kind vor rechtmäßig, welches sechs Monate und drey Tage nach der Empfängniß geboren worden, obgleich dieses in den allerseltensten Fällen geschehen mag. Allein die Naturkunde kann ihre Regeln auf keine andere Art machen, als nach den gewöhnlichen Fällen, wie sie am häufigsten in der Welt statt finden, und nach dieser Regel kann eine Mannsperson vor dem fünf und zwanzigsten Jahre schwerlich zur Zeugung vollkommen tüchtig erkannt werden, so wie die Erfahrung lehret, daß alle männliche Thiere zur Zeugung nicht eher vollkommen tüchtig sind, bis sie die Jahre des Wachsthums gänzlich zurück gelegt, nnd die vollkommene Größe erreichet haben, die ihrem Geschlechte eigen ist.

Eine jede Art von Thieren vermehret sich überaus stark, wenn sie Ruhe und Nahrung haben; dieses hat die Erfahrung zu allen Zeiten bewiesen. Wenn die Schiffer in einer unbewohnten Insel, die zur Nahrung solcher Thiere geschickt gewesen ist, ein paar Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schweine und andere dergleichen Thiere ausgesetzet haben, so ist es fast unglaublich, was für eine starke Vermehrung derselben binnen dreyßig oder funfzig Jahren erfolget ist. Gewiß die Menschen haben zu einer fast unglaub-

glaublichen Vermehrung nichts als Ruhe und Nahrung nöthig; obgleich ihre Vermehrung nach Verhältniß ihrer späten Männlichkeit allemal viel langsamer erfolget, als die von obgedachten Thieren. Ruhe und Nahrung sind also die Hauptregeln zu schleuniger Vermehrung der Menschen. Allein wie und auf was für Art ihnen dieselben verschaffet werden können, das ist das Hauptaugenmerk der Staatskunst, und gehöret also nicht in die gegenwärtigen physicalischen Betrachtungen, sondern in die Hauptstücke, wo wir die politischen Betrachtungen vortragen werden.

Die wahren Bedürfnisse des Lebens sind sehr geringe, und die Natur erfordert vielleicht zum Unterhalt der Menschen nicht den zehnten Theil desjenigen, was der Luxus und die Verschwendung nothwendig gemacht haben. Es ist gewiß, und die Erfahrung bey allen Völkern hat es gelehret, daß je einfältiger die Sitten und Lebensart eines Volkes gewesen ist, desto zahlreicher ist ein solches Volk allemal geworden. Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Bey Völkern, die in der Einfalt der Natur leben, haben ein paar Eheleute nicht halb so viel Bedürfnisse, als wenn eine prächtige und verschwenderische Lebensart eingeführet ist. Die meisten Menschen aber verheyrathen sich nicht eher, als bis sie eine Wahrscheinlichkeit vor sich sehen, sich die Bedürfnisse des Ehestandes nach der eingeführten Lebensart verschaffen zu können.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Deutschland vor drey bis vier hundert Jahren, ohngeachtet des damaligen häufigen Mönchs Lebens, ungleich mehr bevölkert gewesen ist, als heutiges Tages. In allen deutschen Ländern finden sich Nachrichten von einer großen Menge verwüsteter Dörfer. In einer jeden Herrschaft oder Amtsbezirk zeigen die Nachrichten, daß fast allemal noch einmal so viel Dörfer wüste liegen, als heutiges Tages dazu gehören.

Da die Sache an sich selbst gar nicht zu leugnen ist: so behaupten diejenigen, welche nicht gern zugeben wollen, daß die Länder ehedem mehr bevölkert gewesen sind, die Dörfer wären sämmtlich damals nur sehr klein gewesen, und nach der Maße, wie ein Theil derselben verwüstet worden, hätten sich die heutigen Dörfer vergrößert. Allein diese Voraussetzung wird ohne allen Beweis angenommen. Es ist vielmehr das Gegentheil erweislich. Man findet in den alten Chroniken, daß bey den damaligen Befehdungen der Edelleute und Städte gegen einander in einem Dorfe eine so beträchtliche Anzahl Häuser abgebrannt worden sind, daß man daraus sicher schließen kann, wie die damaligen Dörfer nicht sehr klein gewesen sind.

Viele Gründe machen es in der That wahrscheinlich, daß die Länder damals weit mehr bevölkert gewesen sind. Die Lebensart war damals sehr einfältig, und man hatte mithin nicht viel Bedürfnisse nöthig, um sich zu verheyrathen. Die Bauern

waren damals fast alle Leibeigene, und da sie sich aus dem Bezirk ihres Amtes oder Edelmanns nicht entfernen durften, so wußten sie nichts anders anzufangen, als daß sie heyratheten und Kinder zeugten, so bald sie etliche zwanzig Jahr alt waren. Die Einwohner der Städte entfernten sich gleichfalls nicht weit von ihrer Heymath, weil Künste und Manufacturen damals wenig statt fanden. Allein heutiges Tages ist eine fast unaufhörliche Wanderung der Völker, wenn man so sagen kann.

Von denjenigen, die an einem Orte geboren werden, lassen sich vielleicht kaum die Hälfte an eben diesem Orte nieder. Die Hälfte davon gehet in den Krieg, begiebt sich zur Schiffarth oder etabliret sich durch die Wanderschaft der Handwerker in weit entfernten Gegenden.

Und was wollen wir hier viele wahrscheinliche Beweise anwenden, da viele demonstrativische vorhanden sind. Vor drey hundert Jahren ließ man in Frankreich das Volk zählen, und man fand vier und zwanzig Millionen Menschen.

Als Ludwig der Vierzehnte aber die Einwohner von Frankreich einigemal hat zählen lassen: so haben sich nur achtzehn bis neunzehn Millionen Menschen gefunden. Da nun Frankreich seit drey hundert Jahren an Größe beträchtlich zugenommen hat: so beträgt diese Verminderung der Bevölkerung mehr als den vierten Theil der Einwohner. Wenn man in Deutschland und andern Reichen vor drey hundert Jahren eben solche Zählungen des Volkes vor-

genommen hätte: so würde sich zeigen, daß der Abgang an der Bevölkerung heutiges Tages allenthalben sehr beträchtlich ist.

Es scheinet zwar in der That, daß der Luxus, die Verschwendung und die Manufacturen und Künste die Bevölkerung vergrössern, weil dadurch mehr Nahrung und Circulation des Geldes im Lande entstehet, und folglich mehr Stellen vorhanden sind, wo sich Menschen ernähren können. Allein das sind alles nur Scheingründe, die wie Rauch in der Luft verfliegen, wenn man der Sache auf den Grund siehet. Die prächtige und verschwendrische Lebensart, welche daraus entstehet, und vielen Menschen eine Furcht vor den großen Kosten des Ehestands beybringt, hält eine Menge von Mannspersonen ab, sich zu verheyrathen, und das daraus fast unvermeidlich erfolgende Verderbniß in den Sitten schadet dem Zeugungsvermögen so sehr, daß die Bevölkerung mehr Nachtheil davon hat, als ihr die vergrösserte Nahrung Vortheil bringet. Ich werde dieses in der Folge ausführlicher zeigen.

Man muß es in der That als einen Grundsatz bey diesen physicalischen Betrachtungen ansehen, daß je mehr das Zeugungsvermögen nicht unnütze verschwendet sondern gesparet, und zu seinem rechten Endzwecke angewendet wird, desto schleuniger vermehren sich die Menschen. Daher ist der Bevölkerung nichts so zuträglich, als eine große Unschuld, Einfalt und Reinigkeit in den Sitten. Die ältesten

sten Zeiten, wo das Verderbniß der Sitten noch nicht statt fand, sind dahero allezeit die fruchtbarsten gewesen. Als die Spanier Peru entdeckten, so fanden sie eine ganz unglaubliche Menge von Einwohnern, ohngeachtet dieses Reich kaum einige Jahrhunderte vorher gestiftet war. Allein die Peruaner lebten auch in einer sehr großen Unschuld der Sitten, sie hatten Ruhe und gnugsame Nahrung, und diese drey Umstände sind zu einer schleunigen Vermehrung der Menschen die allerwichtigsten. Wenn das Verderbniß der Sitten es gemein macht, daß Jünglinge von funfzehn bis sechzehn Jahren nicht allein schon den Beyschlaf ausüben, sondern sich auch durch Masturpationen und Kützelungen den Saamen entgehend machen: so werden sie in Ansehung der Zeugungskräfte schwache Greise, ehe sie einmal zu Männern werden, und wenn es durch das Verderbniß der Sitten eingerissen ist, daß man die Vergnügung der Liebe nicht in einem unbefleckten Ehestande, sondern durch Hurerey und Ehebruch suchet, so werden vielweniger Ehen geschlossen werden, und die Bevölkerung wird nach und nach abnehmen. Denn ich habe in dem ersten Hauptstück aus physicalischen Gründen genugsam gezeiget, daß eine unordentliche Vermischung der beyderley Geschlechter der Zeugung gar nicht beförderlich ist.

Wenn doch die Könige und Fürsten der Welt über diesen wichtigen Punct einmal die Augen eröffnen wollten, der nicht allein in Ansehung der Be-

völkerung, sondern auch auf tausend andere Art dem gemeinen Wesen unaussprechliches Nachtheil verursachet! Z. E. so lange dieses Verderbniß der Sitten dauret, werden die Venerischen Krankheiten, diese erschrecklichen Seuchen, welche das menschliche Geschlecht gleichsam in seiner Quelle angreifen, niemals ausgerottet werden. Es ist ein sehr eitles und vergebliches Bemühen, wenn man Hurerey und Ehebruch durch harte Gesetze auszurotten suchet. Diese können nichts anders verursachen, als daß diese Laster desto geheimer getrieben werden, und daß man ihre Entdeckung durch Abtreibung und Ermordung der Kinder zu vermeiden suchet. So lange die Sitten diese Laster als Galanterien und Artigkeiten in der Lebensart ansehen, so lange werden alle Gesetze vergeblich darwider arbeiten. Ehe die Gesetze wirksam werden können, so müssen die Sitten verbessert werden.

Die vollkommene Uebereinstimmung der Religion, der Gesetze und der Sitten ist dasjenige, woraus allein die wahre Glückseligkeit eines Staats entstehen kann.

Es ist also an keine Verbesserung dieser eingerissenen Laster zu denken, bis eine Unschuld, Einfalt und Reinigkeit in den Sitten wieder eingeführet ist.

Die Regierungen haben gar viele Wege, die Unschuld und Reinigkeit der Sitten wieder herzustellen. Bey allen und jeden Wegen aber müssen die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Redlichkeit, des rechtschaffenen Wesens, der Ehrbarkeit und Scham-

haftigkeit zu den vornehmsten Triebfedern des Staats gemacht werden, und dieses wird auf keinerley Wege geschehen können, bevor nicht die Fürsten selbst, alle ihre Ministers und Räthe, und alle obrigkeitliche Personen diese Tugenden in vollkommenen Grad ausüben. Das Verderbniß der Sitten entstehet gemeiniglich zuerst an den Höfen; und aus dieser Quelle ergießet es sich wie ein Strom über das ganze Volk. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß alle solche Wege schwer sind, und fast eine gänzliche Umschmelzung des Staats erfordern. Vielleicht würde es ein leichterer Weg seyn, wenn der Hof solche Männer begünstigte, welche, ohne von der eingeführten Religion viel abzugehen, sich besondere Heerden und Gemeinden sammlen, bey welchen sie die Frömmigkeit, Redlichkeit und Unschuld der Sitten zu Hauptpflichten machen, und deren Ausübung in besondern Andachtsstücken einschärfen. Alle diejenigen, welche sich zu solchen Gemeinden bekennen, müssen alsdenn diese Tugenden ausüben, wenn sie nicht von der Gemeinde ausgeschlossen werden wollen, und diese Art einer Schande fällt auf diejenige zurück, welche im Grunde des Herzens der Tugend nicht sonderlich geneigt sind.

Indessen würde es auch mit diesem Wege ziemlich langsam zugehen, bis daraus eine allgemeine Verbesserung der Sitten erfolgte.

Es fragt sich demnach, da diese Verbesserung der Sitten so leicht nicht zu hoffen ist, und der Nachtheil,

theil, welcher aus den Ausschweifungen in der Wollust erfolget, sowohl die Bevölkerung und vor die Gesundheit der Menschen, als in Ansehung der Verschwendung ihres Vermögens und auf tausend andre Art unaussprechlich ist, ob die Regierungen nicht besser thäten, wenn sie zu diesen Ausschweifungen Ordnungen und Einrichtungen machten. Man muß mich hier wohl verstehen, ich billige diese Ausschweifungen gar nicht, und habe genugsam gezeiget, wie schädlich sie in allem Betracht, und insonderheit für die Bevölkerung sind. Allein einmal werden sie nicht nachbleiben, so lange die Einfalt und Unschuld in den Sitten nicht hergestellet ist; die strengsten Gesetze und Strafen helfen hier nichts, sie vermehren vielmehr das Uebel, wie die Erfahrung dem Pabst Sixtus, dem Fünften, gelehret hat, dessen große Strenge viel ärgere Schandthaten nach sich zogen, und welcher die Hurenhäuser wieder zu erlauben selbst genöthiget wurde. Alle diese Umstände vorausgesetzt, so glaube ich, daß es der Weisheit gemäß ist, und der Nachtheil unendlich geringer wird, wenn man diese Ausschweifungen auf gewisse Art in Ordnung zu erhalten suchet. Die Römer waren ein sehr kluges Volk, welche Anfangs der Reinigkeit der Sitten sehr ergeben waren, als die Christen zu keiner Zeit gewesen sind. Nachdem aber das Verderbniß der Sitten bey Endigung der Republik und unter den ersten Kaisern auf das höchste gestiegen, und keine Hofnung vorhanden war, die Unschuld in den Sitten wieder herzustellen, so erlaubten sie die

Hurerey,

Hurerey, und machten Gesetze und Ordnungen darüber. Die Vernunft selbst giebt uns sehr leicht zu erkennen, daß ein unvermeidliches Uebel allemal unendlich verringert wird, wenn man Anstalten, Ordnungen und Einrichtungen dabey macht, dahingegen ein jedes Uebel unendlich vergrößert wird, wenn es sich selbst überlassen bleibt, oder wenn Unordnungen und Ausschweifungen von Unordnungen und Ausschweifungen geleitet werden.

Die Engelländer, welche seit einiger Zeit angefangen, alles zu berechnen, haben auch vor kurzem ausrechnen wollen, wie viel ein Mensch werth ist. Sie haben zu finden geglaubt, daß ein gesunder und starker Mensch in Engelland eben so viel werth ist, als er ohngefähr in Algier verkaufet werden kann, nämlich hundert Ducaten. Ich könnte leicht zeigen, daß diese Rechnung viel zu milde ist, zumal in einem Lande, wo Arbeiter fehlen, und wo die Abgaben groß sind. Wenn man rechnet, was ein gesunder Mensch durch seine Consumption dem Staate an Steuern entrichtet, was seine Arbeit dem Staate vor Vortheil bringet, was er in der Bevölkerung vor Nutzen haben kann, so könnte ich leicht demonstrativisch erweisen, wenn ich mich dabey aufhalten wollte, daß ein gesunder Mensch dem Staate so viel werth ist, als ein Capital von tausend Thalern. Man suchet das Vieh auf alle Art zu vermehren, man errichtet Stutereyen, Holländereyen, Schäfereyen und dergleichen. Warum sollte man auch

nicht Menschereyen anrichten, die einen viel grössern Werth haben, und warum sollte man nicht den Ausschweifungen in der Wollust eine solche Ordnung zu geben suchen, daß dadurch die Vermehrung der Menschen in der That befördert wird. Wenn man besondere Häuser errichtete, die nicht unter Hurenwirthen, sondern unter der Aufsicht darzu verordneter Bedienten bestünden, wenn man diejenigen Weibspersonen, welche über vier und zwanzig Jahr alt wären, und keine Hofnung zum Heyrathen hätten, die sich auf gewisse Jahre darzu freywillig verbindlich machten, darinnen aufnehme, sie darinnen unter Aufsicht arbeiten ließe, in so weit es die Säugung ihrer Kinder erlaubte, ihnen ihren Unterhalt, ein jährliches Lohn und nothdürftige Kleidung bestimmte, damit sie, wenn sie diese Häuser verliessen, die Summe des ihnen aufgesparten Lohnes zu dem Anfang einer Handthierung anwenden könnten: so würden leicht alle andere Anstalten und Einrichtungen dergestalt zu machen seyn, daß diese Ausschweifungen wirklich zur Vermehrung der Menschen gereichten. Zu dem Ende müßten diese Weibspersonen nur alle drey Tage eine Nacht nach einer gewissen Ordnung in die zum Beyschlaf bestimmten Kammern gebracht werden, damit der häufige Beyschlaf nicht die Empfängniß und Zeugung verhinderte.

Die Mannspersonen könnten, wenn sie wollten, mit Masken versehen, das bestimmte Geld entrichten, und sodann eingelassen werden, welches

zur

zur Nachtzeit und ohne alles Aufsehens geschehen könnte, wie sie sich denn auch in den Kammern stille verhalten, und die Nacht nicht mit Schwelgereyen und Lermen zubringen müßten. Auf solche Art, wenn allenthalben eine gute Ordnung in solchen Häusern eingeführt und beobachtet würde, die Kost reinlich und gut, obgleich nicht kostbar wäre, die Kinder bis in das fünfte Jahr auf besondern Stuben von ihren Müttern erzogen würden, deren zwey allemal auf einer Stube mit ihren Kindern wohnen könnten, welche letztern hernach in besondern Waysenhäusern, als Kinder des Staats, ferner zu erziehen wären, auf diese Art sage ich, würden diese große Ausschweifungen zu wirklicher Vermehrung der Menschen eingerichtet werden können.

Das Uebel würde unendlich kleiner werden. Die Schwelgereyen, Schlägereyen, ja so gar Diebstähle und Ermordungen, die in großen Städten in liederlichen Häusern gar öfters vorzugehen pflegen, würden aufhören, und die erschrecklichen venerischen Krankheiten würden ausgerottet werden können. Denn da alle andere liederliche Dirnen aufgesuchet, und in solche Häuser gebracht werden müßten, woselbst sie alle vier Wochen in Ansehung der venerischen Krankheiten zu visitiren, die angesteckten von allen Umgang mit Mannspersonen abzusondern und zu curiren wären: so würde diese abscheuliche Seuche in einer Zeit von zwanzig Jahren gewiß getilget werden können.

Ich habe oben den Grundsatz angenommen, daß das Zeugungsvermögen der Menschen auf alle mögliche Art genutzet werden muß, wenn sich die Menschen schleunig vermehren sollen.

Hieraus scheinet nun zu folgen, daß ein Staat, dem die Bevölkerung am Herzen liegt, die Vielweiberey erlauben müßte. So bald ein Weib schwanger ist, so wird aller Beyschlaf unnütze angewendet, und der männliche Saame auf eine liederliche Weise verschüttet. Ich kann mich so gar nicht überreden, daß ein Mann, so bald sich das Kind zu regen anfängt, und mithin die Schwangerschaft ungezweifelt ist, seinem Weibe ohne Sünde ferner beywohnen könne. Gott, welcher die unnütze Verschüttung des männlichen Saamens an dem Onan auf eine so erschreckliche Art gestrafet hat, kann gewiß an solchen Beyschlaf keinen Gefallen haben. Man hat Beyspiele, daß ein einziger Mann mit einem einzigen Weibe, zwölf, funfzehn bis achtzehn Kinder gezeuget hat; und mit zwey Weibern nach einander hat ein einziger Mann wohl zuweilen vier und zwanzig bis dreyßig Kinder gezeuget. Wenn ein solcher Mann daneben noch zwey oder drey andere Weiber gehabt, und währender Schwangerschaft seines Weibes seinen Saamen nicht unnütze verschüttet hätte, so würde er gewiß hundert Kinder gezeuget haben. Allein, ohngeachtet dieser starken Gründe glaube ich doch nicht, daß die Vielweiberey als eine allgemeine Regel anzunehmen und einzuführen ist. Hier sind noch andere Gründe, die mir wichtiger scheinen.

Die Erfahrung lehret wenigstens in Europa, daß in einem ganzen Lande Knaben und Mägdlein, ziemlich in gleicher Anzahl geboren werden. Nur in Asien verhält sich die Sache anders.

In Bandam werden wohl dreymal mehr Mägdlein als Knaben gebohren, und in der großen Tartarey werden zwey bis dreymal mehr Knaben als Mägdlein erzeuget. In einem Lande also, wo Knaben und Mägdlein in gleicher Anzahl geboren werden, kann die Vielweiberey nicht statt finden, ohne ein viel größeres Uebel zu verursachen.

Wenn die Vornehmen und Reichen viele Weiber haben, die sie allemal zum Werkzeugen ihrer Pracht machen, und nach ihrem Stande und Gütern vermehren werden, so ist die unausbleibliche Folge, daß viele Arme gar kein Weib erlangen können, und sich des Heyrathens gänzlich begeben müssen.

Diese also würden auf die ärgsten Ausschweifungen verfallen, und ihren Saamen auf noch viel schändlichere Art verschütten.

Die Vornehmen und Reichen werden sich genöthiget sehen, um ihre Weiber vor Nachstellungen in Sicherheit zu setzen, und zu derer Bewachung und der Hausarbeit eine Menge Verschnittene und Sclaven zu halten. Dieses und die prächtige Unterhaltung ihrer Menge von Weibern und Kindern wird ihren Aufwand erstaunlich vermehren. Zu dessen Aufbringung werden sie dennoch das Volk auf alle ersinnliche Art bedrücken, und solches in den elende-

sten Zustand der Sclaverey versetzen, die Bevölkerung wird wegen so vieler unverheyratheten Mannspersonen keinen Vortheil davon haben, und diese, welche doch Begierden fühlen, werden solche durch noch viel abscheulichere Sünden zu vergnügen suchen. Allenthalben sehe ich also viel größeres Unglück, Elend und Sünde, wenn die Vielweiberey eingeführet wird. Ueberdieß ist die Vielweiberey der Arbeitsamkeit gar nicht beförderlich. Diese Einrichtung ist gar nicht nach dem Geschmacke der Weiber, davon die meisten gerne mehr als einen Mann haben möchten; geschweige, daß sie mit einem vielfach getheilten Manne zufrieden seyn sollten. Jener König von Arragonien überließ das Urtheil über einen groben und handfesten Schmidt, welcher auch am Fasttage des Nachts mit zehnmal Beyschlaf nicht zufrieden seyn wollte, auf die Beschwerde seines Weibes seiner Gemahlin der Königin, und diese fällete folgendes Urtheil: daß wenn sie nach den Bedürfnissen ihres Geschlechts eine allgemeine Regel festsetzen sollte, sie eine große Anzahl von Beyschlaf voraussetzen müßte. Allein sie wolle nur eine leichte und in allen Fällen gültige Regel geben, nämlich: daß ein jeder Mann in einer Nacht mit sechs mal Beyschlaf zufrieden seyn sollte. Wenn diese Königin ihr Geschlecht genugsam erkannt hat, so siehet man leicht, warum die Männer, so bald die Vielweiberey eingeführet ist, ihre Weiber einschließen müssen. Bey dieser Einschließung aber arbeiten die Weiber nicht allein selbst nichts, sondern es müssen auch zu Besorgung

der Hausarbeit männliche Bediente oder Sclaven gehalten werden, welche zum Nutzen des Staats auf eine nützlichere Art hätten beschäftiget werden können.

Indessen ist es eine ganz andere Sache, wenn zwar in einem Lande Knaben und Mägdlein in gleicher Anzahl geboren werden; die Mannspersonen aber sich durch den Krieg, durch die Schiffarth, durch die Auswanderung, durch die Schwelgerey und andere Ursachen so sehr vermindern, daß eine große Menge Weibspersonen, und zuweilen der dritte Theil unverheyrathet bleiben müssen. Ein solcher Zustand, der durch die Zählung der Unterthanen nach den Jahren ihres Alters und nach ihrem ledigen oder verheyratheten Stande leicht zu erforschen ist, kann der Bevölkerung nicht anders als sehr nachtheilig seyn; und eine weise Regierung hat in solchem Falle allerdings Grund und Ursache, zwar nicht die Vielweiberey, sondern den beständigen Concubinat zu erlauben.

Es ist nicht zu erweisen, daß dieser Concubinat, der alle Endzwecke und Wirkungen des Ehestandes hat, jemals in der Bibel unter dem Worte Hurerey verstanden worden seyn. Wenigstens haben die ersten Christen nicht geglaubt, daß der beständige Concubinat in der Bibel verboten sey, und je näher sie den Zeiten der Apostel gewesen sind, desto mehr verdienet ihre Auslegung in Betracht gezogen zu werden.

Dieser Concubinat war in den ersten fünf Jahrhunderten der christlichen Kirche vollkommen erlaubt, und wurde nicht einmal im mindesten vor schädlich gehalten. Kaiser Leo im sechsten Jahrhundert hat

denselben erst blos durch weltlichen Gesetze verboten. Allein, was durch die weltliche Macht verboten ist, kann durch die oberste weltliche Gewalt auch allemal wieder eingeführet werden.

Indessen halte ich dasjenige Land allemal vor glücklich, welches auch dieses Mittel zu seiner starken Bevölkerung nicht nöthig hat. Glückselig ist das Land, wo der Unterthan in Ruhe, ohne Krieg, ohne Elend und Mangel der Nahrung, entfernt von allen Schwelgereyen, Verschwendungen und Ausschweifungen durch seiner Hände Arbeit einen sorgen- und kummerfreyen Lebensunterhalt findet, wo er mithin seine Gattin sich blos nach seiner Neigung wählet, wenn er die Triebe der Natur fühlet, ohne daß sie ihm das Verderbniß der Sitten zu frühzeitig erreget hat. In einem solchen glücklichen Lande, wo jedermann heyrathen wird, weil ihm weder die Ausschweifungen noch die Sorgen der Nahrungen davon abhalten, wird ohne Vielweiberey und Concubinat ein unzählbares Volk entstehen.

Ich werde in den folgenden Hauptstücken an seinem Ort ein so glückliches Land zu beschreiben suchen. Hier aber will ich schließen.

Politi-

Politische Betrachtungen

über die

Vermehrung der Unterthanen

und

Bevölkerung der Staaten.

Politische Betrachtungen über die Bevölkerung der Staaten.

Viertes Hauptstück.

Von den Vortheilen einer großen Bevölkerung, so wohl für den Fürsten, als das gemeine Wesen.

Ich habe mich in diese Betrachtung aus keiner Leichtsinnigkeit oder um der Schlüpfrigkeit der Materie willen eingelassen. Diese Bewegungsgründe sind von meinem moralischen Character, und wenn ich es sagen darf, von dem Rufe der Vorsehung, den ich bey mir fühle, sehr weit entfernet. Wenn ich einen wichtigern Gegenstand für das Beste der menschlichen Gesellschaften gewußt hätte: so würde ich meine Aufmerksamkeit nicht auf den gegenwärtigen gerichtet haben. In der That kenne ich keinen Vorwurf, welcher die Vorsorge aller Staaten mehr verdiente. Die Wichtigkeit der Sache fällt zwar bey einiger Ueberlegung von selbst in die Augen. Allein es wird nicht ausser meinem

Endzwecke seyn, die ausnehmenden Vortheile einer großen Bevölkerung sowohl für den Fürsten, als für den gesammten Staat, hier etwas ausführlicher vorzutragen.

Je zahlreicher eine bürgerliche Gesellschaft ist, desto mehr Macht besitzet dieselbe gegen andere bürgerliche Gesellschaften. Da ein jeder Mensch Kräfte und Thätigkeiten hat, so kann man ihm nicht absprechen, daß er eine gewisse Macht besitzet. Aus je mehr Mitgliedern also eine vereinigte Gesellschaft bestehet, desto mehr vereinigte Macht muß in derselben entstehen. Das mächtigste Volk aber unter denenjenigen, die in einem gewissen Erdstriche beysammen wohnen, hat allemal über seine Nachbarn große Vortheile. Frey von dem politischen Zwange, oder von der politischen Dienstbarkeit, kann es seine Glückseligkeit nach allem seinen Vermögen und Einsichten befördern. Da es keine Art der Furcht von andern Staaten abhängig macht: so ist es im Stande, alle Mittel zu erwählen und auszuführen, die seinen Zustand verbessern können.

Die Uebermacht, welche es in Händen hat, giebt ihm so gar Gelegenheit, andere Völker zu zwingen, daß sie alles unterlassen müssen, was ihm Nachtheil verursachen könnte; sondern sie müssen vielmehr seinen Absichten und Nutzen beförderlich seyn. Ich will hier nicht untersuchen, in wie weit ein solches Betragen gerecht ist. So viel kann man behaupten, daß diese Grundsätze, wenn sie in einigen

gen Schranken bleiben, dem Rechte der Natur nicht zuwider sind. Ein jeder Mensch, eine jede Gesellschaft ist nach diesem Rechte befugt, ihre eigene Glückseligkeit vorzüglich vor allen andern zu befördern, weil ihnen ihre eigene Glückseligkeit näher angehet, als die Glückseligkeit aller andern.

Des Hobbesius Grundsatz des Naturrechts: wer den andern vermag, der steckt ihn in den Sack, ist nicht gänzlich zu verwerfen, wenn er mit einer vernünftigen Einschränkung angenommen wird. Es ist wahr, daß die ganze Natur in einer gewissen Art von Streit lieget, durch welchen alle Geschöpfe sich vorzüglich vor allen andern bey ihrer Glückseligkeit und Selbsterhaltung zu behaupten suchen.

Die größere Macht eines Volks läßt sich niemals bestimmen, oder welches einerley ist, man kann niemals sagen, wie stark ein Volk seyn muß, wenn es mächtig seyn will. Die Macht der Völker ist allemal nur ein relativischer Begriff, der sich auf die Stärke der übrigen benachbarten, und in diesem Welttheile wohnenden Völker beziehet.

In America ist dasjenige schon ein mächtiges Volk, welches aus zwanzig tausend Menschen bestehet, weil die übrigen Völker gemeiniglich nur sechs, acht bis zehn tausend Seelen ausmachen.

In Europa hingegen reichen kaum zwanzig Millionen Menschen zu, um ein Volk vor mächtig zu erkennen. So verschieden demnach die Begriffe

von der Macht eines Volkes sind: so siehet man dennoch leicht, daß in diesem Begriff alles darauf ankommt, daß ein Volk an Menge der Menschen die benachbarten Völker übertrift, und folglich mit einer vollkommenen Freyheit und Unabhänglichkeit die Mittel zu seiner Glückseligkeit erwählen und ausführen kann.

Es ist wahr, die Uebermacht eines Volkes kommt nicht lediglich und allein auf die größere Menge der Menschen an. Sie beruhet noch auf vielen andern Umständen. Es ist dabey von großer Wichtigkeit, wie und auf was für Art ein Volk regieret wird, und mit was für Grundsätzen und Triebfedern es erfüllet ist. Unzählbare Haufen von weibischen und weichherzigen Männern, von elenden Sclaven, denen die willkührliche Gewalt und die Tyranney allen Muth darnieder geschlagen hat, von armen halbnackenden, ungeübten und unbewafneten Menschen, können von einer geringen Anzahl tapferer, mit edlen Grundsätzen und mächtigen Triebfedern erfüllter, wohlbewafneter Menschen in die Flucht geschlagen und überwältiget werden. **Alexander** der Große mit einem kleinen Kriegsheer tapferer und ehrliebender Macedonier, bezwang die unzählbaren Armeen des unermeßlichen Persischen Reiches; und die mit der starken Triebfeder der Enthusiasterey erfüllten Araber, unter Mahomet und seinen Nachfolgern, warfen das Griechische Kaiserthum in Asien und andere dasigen großen Reiche über den Haufen. Kaum drey hundert wohlgerüstete

Spa=

Spanier waren im Stande, die unzählbaren Heere der halbnackenden und unbewafneten Einwohner von Mexico und Peru zu besiegen und niederzumetzeln; ohngeachtet es diesen letztern gar nicht an Muth und Tapferkeit fehlete.

Allein dergleichen besondere Umstände können nicht in Betracht gezogen werden, wenn die Macht der Völker gegen einander zu berechnen ist. Genug daß Cæteris paribus, ein Volk allemal mächtiger ist, je mehr es an Menge andere Völker übertrift.

Man kann gar nicht läugnen, daß es in Bestimmung der Macht der Völker, zumal heutiges Tages, wo das Geld nur gar zu sehr die Seele des Krieges ausmacht, in der That gar viel auf die größeren Einkünfte des Staats ankommt. Allein auch in diesem Punct hat die grössere Menge an Menschen fast allemal den größten Einfluß. Die Einkünfte des Staats mögen von der Consumption, oder von der Arbeitsamkeit der Menschen, oder von den bestmöglichsten Anbau und Cultivirung der Oberfläche des Landes erhoben werden: so hat der Staat, der eine größere Menge von Menschen hat, fast allemal die meisten Einkünfte zu genießen, wenn anders die Abgaben nach gerechten Grundsätzen aufgeleget werden, und den Unterthanen nur die Wolle, nicht aber zugleich das Fell abgenommen wird.

In diesem Betracht sollte einem jeden Fürsten die Bevölkerung des Landes überhaupt sehr am Herzen liegen.

Denn er mag als Vater seines Volks, oder als eigenwilliger Souverain und unumschränkter Herr regieren: der keinen andern Endzweck kennet, als seinen Nutzen, und die Vergnügung seiner Leidenschaften: so muß ihm ein jeder Unterthan schätzbar seyn, und mithin die Vermehrung derselben eine Sache von großer Wichtigkeit für ihn ausmachen. Ich habe in dem vorhergehenden gezeiget, daß dem Fürsten ein jeder gesunder und starker Mensch so viel werth ist, als ein Capital von tausend Thalern, und das verdienet schon, daß man sich um die Vermehrung der Menschen Mühe giebt. Es ist demnach unbegreiflich, wie so viele Fürsten in Deutschland in Ansehung der Bevölkerung so gar sorgloß seyn können. Weit entfernt, daß sie alle mögliche Mittel anwenden sollten, ihre Länder mehr zu bevölkern: so sehen sie vielmehr mit einer unbegreiflichen Kaltsinnigkeit an, daß ihre Unterthanen nach Ungarn, nach America und in andere Staaten emigriren. Ein thörichter Religionseifer macht mehr Eindruck über sie, als ihr eigener und des Staats Vortheil. Ehe sie die Religionsbedruckung nachlassen und jedermann die Ausübung seines Glaubens gestatten sollten, so wollen sie lieber wie die Könige von Spanien ein entvölkertes und halb verwüstetes Land haben.

Viele deutsche Fürsten, da sie wenig Commercien in ihrem Lande haben, suchen vielleicht diesen Mangel durch den Menschenhandel zu ersetzen.

Sie zwingen ihre Unterthanen zu Kriegsdiensten, und verkaufen die Regimenter an andere Mächte.

Wie entfernt würden sie nicht von einem solchen Handel seyn, wenn sie den Werth der Menschen kenneten, und sie zu ihrem und des Landes Besten zu gebrauchen wüßten.

Der gemeinschaftliche Beystand, den die Menschen einander leisten, ist einer der größten Vortheile in den menschlichen Gesellschaften. Die Bequemlichkeiten des Lebens entspringen lediglich aus dieser Quelle. Ein Mensch kann sich niemals selbst genug seyn. Er hat tausenderley Beystand nöthig, wenn er nicht ein sehr trauriges und unbequemes Leben führen will. Es fällt von selbst in die Augen, daß dieser gemeinschaftliche Beystand nach der Maße wächset und zunimmt, wie die Gesellschaft zahlreicher wird. Ein jeder, wenn er sich den Beystand anderer versprechen will, muß etwas haben, wovor er ihn eintauschet, das ist, er muß Arbeit oder Waaren leisten und besitzen, wenn er von andern den benöthigten Beystand haben will. Je zahlreicher also eine Gesellschaft wird, desto mehr klügelt man, neue Arten von Arbeiten und Waaren zu erfinden, um davon den von andern benöthigten Beystand erlangen zu können. Dieses ist die wahre Quelle, woraus alle Güter entstehen, die zur Bequemlichkeit des Lebens erfordert werden. Man siehet diesen Fortgang handgreiflich an den ersten Bewohnern einer wüsten

Insel,

Insel, welche durch verschiedene Zufälle, von allen Bequemlichkeiten des Lebens entblößet, an dieselbe geworfen werden. So wie sich die Bewohner vermehren, so vermehret sich auch die Bequemlichkeit aller andern Einwohner, weil ein jeder Neuankommender auf eine neue Art der Bequemlichkeit sinnet, um sich davor den Beystand anderer zu verschaffen. Dieses ist in dem Robinson Crusoe sehr wohl vorgestellet, und dieses Buch muß man daher nicht unter die lächerlichen Romanen zählen.

Auf eine gleiche Art erfolgt die Vermehrung der Bequemlichkeit des Lebens durch die Vermehrung der Einwohner in einem schon bewohnten Lande, obgleich der Erfolg daselbst nicht so sehr in die Augen fällt. Denn dieser Erfolg muß sich der Natur der Sache nach allemal in einem Lande ereignen, wenn anders in der Verfassung des Landes keine Hindernisse vorhanden sind, das ist, wenn die Handthierungen unter keinem Zwange und Bedrückungen stehen.

Der Fürst oder der Staat hat nicht einmal nöthig, etwas dabey zur Aufmunterung zu thun. Die Bequemlichkeiten des Lebens entstehen gleichsam von sich selbst, blos durch die Vermehrung der Menschen. Man siehet dieses deutlich an Holland, China und Japan, wo der Staat niemals etwas beträchtliches zur Aufmunterung der Arbeitsamkeit gethan hat. Die Freyheit, daß ein jeder handthieren kann, was er will, ohne einem Zwange und Bedrückung

drückung unterworfen zu seyn, hat daselbst alles ganz allein gewirket, und alle Arten von Arbeiten und Bequemlichkeiten des Lebens sind daselbst gleichsam von sich selbst blos durch die Vermehrung der Menschen entstanden. Man setze mir hier nicht entgegen, daß sich ein Volk alle ihm fehlende Bequemlichkeiten des Lebens durch die Commercien von andern Völkern verschaffen könne. Dieses ist ein sehr unsicherer und nachtheiliger Weg, der nicht einmal bey allen Völkern brauchbar ist. Man muß doch einmal etwas haben, wovor man diese Bequemlichkeiten von andern Völkern eintauschet.

Dieses müßten entweder Waaren, oder Gold und Silber seyn. Wenn das Land wenig bevölkert ist, so wird es auch wenig Waaren zur Umtauschung mit den Fremden haben.

Es giebt nur sehr wenig Waaren, die man sich im Ueberfluß ohne vervielfältigte Arbeitsamkeit verschaffen könnte. Ein armes Land an Volk, ist also auch gemeiniglich an Waaren und Gütern arm. Wenn aber auch ein schlechtbevölkertes Land die reichsten Gold- und Silberbergwerke hat, so wird dieses nur eine Zeitlang dienen, daß es sich die Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen kann. Seine reichen Bergwerke werden endlich erschöpfet werden, und das Land wird sich alsdenn in dem armseligsten Zustande befinden. Ja was will ich sagen, es wird bey allen seinen reichen Bergwerken höchst armselig seyn.

Nicht alle Einwohner können durch Eigenthum oder Arbeit an den Bergwerken Antheil nehmen; und alle die nicht Antheil daran haben, werden höchst armselig leben. Je überflüßiger das Land Gold und Silber hervorbringet, desto geringer wird ihr Werth seyn. Diese Beschaffenheit hat es mit allen überflüßigen Waaren. Man wird also die Waaren der Ausländer im Verhältniß gegen andere Lande theuer bezahlen, und der größte Theil des Volkes wird sich solche nicht verschaffen können. Eben diese Einfuhre fremder Waaren aber wird verursachen, daß Nahrung und Gewerbe im Lande sehr darnieder liegen, und daß das Volk im Ganzen betrachtet, sich in einem sehr elenden Zustande befindet.

Aus dem allen folget demnach meines Erachtens ganz klar und deutlich, daß kein Land einen Ueberfluß an allen Arten von Gütern haben kann, welches nicht sehr volkreich ist. Denn die Güter mögen erzeuget, oder durch die Kunst der Menschen hervor gebracht werden: so wird zu einer großen Menge derselben, auch allemal eine große Vervielfältigung von Menschenhänden erfordert. Es ist nichts so wahr, als daß zu dem reellen Reichthum eines Landes ein großer Ueberfluß von allen Arten von Gütern nöthig ist. Das ist das Wesentlichste von dem Reichthum eines Landes. Gold und Silber macht diesen Reichthum keinesweges aus.

Wenn ein Land einen großen Ueberfluß an allen Gütern hat: so ist es wahrhaftig reich, ohne

daß

daß es Gold oder Silber oder einen Handel mit auswärtigen Völkern nöthig hat, weil es alles besitzet, was zur Bequemlichkeit des Lebens erfordert wird. Hat aber ein solches Land Handel mit auswärtigen Völkern, so wird der Ueberfluß an Gütern auch einen großen Reichthum an Gold und Silber nach sich ziehen, worinnen indessen nie ein reeller Reichthum bestehet, weil Gold und Silber nur vorstellende Zeichen der Güter sind, die Zeichen aber einer Sache sind niemals die Sache selbst.

Hieraus veroffenbaret sich genugsam, daß ein sehr bevölkertes Land auch allemal das reichste ist; und das sehen wir genugsam heutiges Tages an Holland und Engelland und in alten Zeiten an Egypten und Griechenland.

Der Reichthum eines Landes hat einen so wichtigen Nutzen für den Staat und das gesammte gemeine Wesen, daß die Bevölkerung nur allein in diesem Betracht ein sehr großes Augenmerk verdienet. Der Reichthum eines Landes ist hauptsächlich dasjenige, woraus die Bequemlichkeit des Lebens, und folglich die Glückseligkeit eines Volks entstehet. Denn man kann schwerlich ein Volk vor glücklich achten, in welchem nicht der größte Theil die Bequemlichkeiten des Lebens genießet.

Ueberdieß wird auch durch den Reichthum eines Landes die relative Macht des Staats sehr vergrösfert. Ob zwar diese Macht nicht hauptsächlich auf den Reichthum ankommt, so kann doch derselbe derjenigen Macht, die aus der größern Bevölkerung

ent-

entstehet, desto mehr Thätigkeit und Wirkung geben. Ein reicher Staat kann bey andern Völkern allezeit mehr ausrichten, als ein solcher, der weniger reich ist, ob sie gleich beyde eine gleich große Bevölkerung haben. Diese Wirkung ist leicht einzusehen, und die Erfahrung bestätiget sie.

Ein reicher Staat hat auch bey Unglücksfällen eine unerschöpfliche Quelle von Hülfsmitteln, die andern Staaten nach der Maße fehlen, wie sie weniger reich sind.

Je mehr ein Staat bevölkert ist, und je mehr Reichthum derselbe hat, desto größer können seine Einkünfte seyn, und das ist abermals ein sehr wichtiger Nutzen, der aus der Bevölkerung entstehet. Je mehr Einkünfte ein Staat hat, desto mehr hat er Mittel, seine Glückseligkeit zu befördern.

Denn alle Mittel zu der Glückseligkeit eines Volkes erfordern gemeiniglich Aufwand und Kosten, und arme Staaten, ob sie gleich die Mittel zu ihrer Aufnahme und Wohlfahrt gar wohl erkennen, müssen doch aus Mangel des Vermögens vieles davon unterlassen.

Dieser Punkt allein macht die Bevölkerung für den Staat überaus wichtig, insonderheit in solchen Staaten, wo die Abgaben auf die Consumption geleget sind. Der Bettelmann ist in diesem Betracht eine nützliche Person für den Staat, so schädlich er auch in andern Betracht dem gemeinen Wesen seyn mag.

Denn er verzehret Brod, daß versteuret ist, und es werden wenige Länder seyn, wo das Brod,

das

das ein Mensch jährlich verzehret, nicht mit vier Thalern versteuret werden muß. Man setze hinzu, daß der allerärmste Bettler zuweilen etwas Bier und Brandtewein trinket, so ist leicht zu erweisen, daß der geringste Bettler dem Staat jährlich sieben bis acht Thaler einbringt, und folglich demselben so viel werth ist, als ein Capital von hundert und funfzig Thalern. Wenn man nun vollends einen arbeitsamen Mann zum Vorwurf annimmt und erwäget, daß sich derselbe durch seine Arbeit, Kleidungen und andere Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffet, die alle versteuret worden sind, ehe er sie verbrauchet; wenn man ferner betrachtet, daß ein jeder arbeitsamer Mensch entweder in dem Erdenbau, oder in den Manufacturen und Fabriken Producte und Waaren hervorbringet, die wieder versteuret werden, und welche entweder auf die Vermehrung der Bevölkerung oder des Reichthums einen Einfluß haben, wenn man hinzu setzet, daß ein jeder arbeitsamer Mann, entweder von seiner Person, oder von seinen Besitzungen und gemeiniglich von beyden zugleich dem Staate Abgaben entrichten muß, so ist gewiß kein arbeitsamer Mann in einem Lande, welcher nicht zu den Einkünften des Staats auf verschiedene Arten mittelbarer oder unmittelbarer Weise jährlich vierzig bis funfzig Thaler einbringet. Man siehet also, daß wir einen arbeitsamen Menschen nicht zu hoch angeschlagen haben, wenn wir in den vorhergehenden Hauptstücken angenommen haben, daß derselbe dem Fürsten oder

dem Staate eben so viel werth sey, als ein Capital von tausend Thalern.

Ja man muß behaupten, daß der Mensch in verschiedenen Betracht noch viel mehr werth sey, als ein solches Capital. Denn der arbeitsame Mann hat einen großen Einfluß in die Bevölkerung, den Reichthum, in die Circulation des Geldes, in die größere Thätigkeit und Lebhaftigkeit des Staatskörpers, und in das daraus entstehende künftige Aufnehmen des Staats; dahingegen tausend Thaler ein todter und unnützer Klumpen Silber sind, welcher bey dem Mangel der Bevölkerung und Arbeitsamkeit wenig oder gar keinen Nutzen hat.

Fürsten! lernet den Werth der Menschen schätzen! Sie sind es allein, worauf eure Macht, euer Reichthum und alle eure Größe ankommt. Lernet dahero ihr Leben und Gesundheit hochschätzen, und sie zu euren eigenen Nutzen erhalten! lernet die Menschen vermehren! denn das ist tausendmal wichtiger, als wenn ihr lernet Schätze aufzuhäufen. Die folgenden Hauptstücke werden die Betrachtungen in sich enthalten, welche eine gesunde Staatsklugheit über die große Kunst, die Menschen zu vermehren, anstellen kann.

Fünf=

Fünftes Hauptstück.

Wie die Mittel zur Bevölkerung nach der Natur des Reichs oder des Staats eingerichtet werden müssen.

Ein jedes Wesen kann sich nur nach seiner Natur thätig erweisen. Es ist eine Unmöglichkeit, ja ein offenbarer Widerspruch, daß ein Ding auf eine andere Art wirken kann, als es seiner Natur und wesentlichen Eigenschaften gemäß ist. Ein Reich oder Staat ist ein moralisches Wesen, und dieser Satz ist auch bey ihm ganz unstreitig wahr, daß er sich auf keine andere Art wirksam und thätig bezeigen kann, als nach seiner Natur und wesentlichen Eigenschaften. Wenn diejenigen, welche den Staat regieren, denselben wider seine Natur handeln lassen, so kann daraus nichts anders erfolgen, als daß seine natürlichen Kräfte und Triebfedern matt und stumpf werden, daß derselbe in Unordnung und Entkräftung verfällt, und sich seinen Verfall und Untergang immer mehr mehret.

Es ist demnach gewiß, daß auch die Mittel zur Bevölkerung der Natur und Eigenschaft eines Reiches oder Staats gemäß erwählet werden müssen, wenn sie anders ihren Endzweck erreichen und dessen Wohlfahrt und Aufnehmen wirklich befördern sollen.

Ich habe in den vorhergehenden Hauptstücken gezeiget, daß die Vielweiberey zwar der Regel nach, nicht zu erlauben sey, sondern daß es dabey lediglich auf die Menge der unverheyratheten Weibspersonen in einem Lande ankomme, das ist schon so viel gesagt, daß sich dieses Mittel der Bevölkerung nach dem Zustande und der Beschaffenheit des Staats richten müsse. Allein es sind noch andere Betrachtungen nöthig, um dieses Mittel der Natur dem Staate gemäß zu machen. Das wichtigste Augenmerk ist dabey auf dessen Regierungsform zu nehmen. Denn die Natur eines Staats kommt vornehmlich auf dessen Regierungsform an.

Die Democratie kann schwerlich die Vielweiberey erlauben. Die durchgängige Gleichheit aller Bürger ist das Wesentliche dieser Regierungsform. Da aber schwerlich alle Bürger das Vermögen haben, mehr als eine Frau zu ernähren, so würde die Vielweiberey nur den Vornehmen oder Ansehnlichen und Vermögenden zu statten kommen, welches ein sehr in die Augen fallender und mithin kränkender Vorzug für die übrigen Bürger seyn würden.

Vermuthlich hatte man aus diesem Betracht die Vielweiberey in den Griechischen Republiken nicht erlaubet, da sie doch weder durch die Religionsgesetze, noch durch die Unschuld der Sitten davon abgehalten, sondern vielmehr die Griechen fast allgemein der Wollust ergeben waren, und es bey ihnen gar nicht vor schändlich gehalten wurde, beständige

Bey-

Beyschläferinnen zu halten, oder Hurerey zu treiben. Zwar wenn es eine Democratie dahin bringen könnte, daß unter allen Bürgern nicht allein die allervollkommenste Gleichheit des Vermögens eingeführet, sondern auch beständig also erhalten würde, so würde es sehr gleichgültig seyn, die Vielweiberey einzuführen oder nicht. Allein das ist fast gar nicht möglich. So sehr auch die Atheniensischen Gesetze dahin eingerichtet waren, die Gleichheit des Vermögens unter den Bürgern zu befördern und zu erhalten, so waren sie doch nur von geringer Wirkung. Die Ungleichheit des Vermögens war zu Athen sehr groß.

In der Aristocratie können die Gesetze die Vielweiberey gleichfalls nicht erlauben.

Da die Regierung hier in den Händen des Adels oder der Vornehmen ist, so hat eine weise Aristocratie in den Gesetzen alles auf das sorgfältigste zu vermeiden, was ihren Vorzug, dessen sie sich über andere Bürger anmaßen, in die Augen fallend machen kann, wenn anders die Aristocratie dauerhaftig seyn soll. Die Erlaubniß der Vielweiberey würde aber in dieser Regierungsform hauptsächlich nur dem Adel zu statten kommen, weil diese wegen ihres Vermögens mehrere Weiber zu unterhalten im Stande wären. Dieses würde aber den andern Bürgern zu einer großen Kränkung gereichen. Es ist sehr zu vermuthen, daß die Republik Rom, welche in ihrem Anfange fast eine pure Aristocratie war,

hauptsächlich aus dieser Ursache die Vielweiberey nicht erlaubet hat, ohngeachtet dieselbe bey verschiedenen andern Völkern in Italien statt fand.

Die Römische Aristocratie war in der That sehr weißlich eingerichtet. Der Adel vermied den geringsten Schein eines Vorzugs. Er nahm für die Verwaltung der Staatsbedienungen keine Besoldung, entzog sich nicht den Abgaben, sondern trug sie nach Proportion viel größer, als die Proletarii oder geringen Bürger, und suchte auf alle Art zu verhüten, daß dem gemeinen Volke sein Vorzug nicht sehr empfindlich fallen möchte.

Die Monarchie und die Despoterey sind es allein, deren Natur die Vielweiberey gemäß ist. Da hier alle Unterthanen gleichen strengen Gehorsam bezeigen müssen, und im Verhältniß gegen den Monarchen wenig oder nichts sind, so können diejenigen, welche durch die Gunst des Fürsten oder durch ihre Bedienungen sich demselben nähern, ihren Vorzug auf keine andere Art zu Tage legen, als durch Pracht und Verschwendung. Sie müssen also natürlicher Weise auch auf die Vielweiberey verfallen, weil die Vielweiberey mehr ein Zeichen der Pracht und Verschwendung ist, als daß sie eine natürliche Bedürfniß seyn sollte. Der Monarch selbst, oder der Despot, der sich in Ansehung seines unermeßlichen Vorzuges vor berechtiget hält, sich alle Arten von Vergnügungen und Wollüsten zu erlauben, wird sich gar bald, wenn ihm die Religionsgesetze nicht zurück

halten,

halten, eine Menge von Weibern beylegen, und seine Günstlinge und vornehmsten Bedienten, welche sclavische Nachäffer aller seiner Sitten sind, werden diesem Beyspiel bald nachfolgen. Je strenger die Monarchie ist, und je mehr sie zur Despoterey neiget; desto natürlicher wird die Vielweiberey darinnen statt finden. Da in einem solchen Reiche alles auf die Willkühr und dem Eigensinn des Fürsten ankommt, und folglich niemand wegen seiner Würden, Ehrenstellen und Güter vor sich und seine Familie versichert ist, so kann er auf nichts gewisse Rechnungen machen, als auf den gegenwärtigen Genuß.

Dessen sucht er sich also zu bedienen, und sich keine Art von Wollüsten zu versagen, die er sich verschaffen kann.

Man siehet leicht, wie natürlich die Vielweiberey aus einem solchen Zustande entstehet. Man wird auch nicht leicht in dem Alterthume eine Monarchie oder despotisches Reich finden, in welchem die Vielweiberey nicht eingeführet gewesen wäre. Es ist unläugbar, daß alle Monarchien in Asien und Africa eine solche Beschaffenheit gehabt haben, und sie fast noch alle heutiges Tages haben.

Die Natur der vermischten Regierungsform erfordert fast allgemein, daß die Vielweiberey darinnen nicht statt findet.

Diejenigen Republiken, welche aus Aristocratien und Democratien zusammen gesetzet sind, können aus obigen Gründen gar nicht zur Vielweiberey neigen.

Eben so kann ein Staat, welcher monarchisch und democratisch ist, seiner Natur nach nicht leicht auf die Vielweiberey verfallen. Nur ein Reich, welches aus der Vermischung der Monarchie und Aristocratie bestehet, kann seiner Natur nach die Vielweiberey einführen.

Der König und der Adel haben hier allzugroße Vorzüge, und das Volk kömmt hier in gar zu wenigen Betracht, als daß man nicht gar bald in diesen Zustand verfallen sollte.

Die meisten stehen in den Gedanken, daß es bey der Vielweiberey hauptsächlich auf das Clima oder den Himmelsstrich ankomme, und daß ein sehr heißes Clima fast allemal die Vielweiberey nach sich ziehe.

Dieses scheinet voraus zu setzen, daß die Begierden der Menschen und das Vermögen zum Beyschlaf hauptsächlich durch die Hitze des Erdstriches bestimmet werden.

Allein das ist wenigstens in Ansehung des männlichen Geschlechts grundfalsch. Die häufigen Ausdünstungen, welche durch die Hitze der Himmelsgegend erreget werden, schwächen den Körper des Mannes, und machen ihn vielweniger zum

Beyschlaf vermögend. Diese Wahrheit kann eine jede Mannsperson in einer großen Hitze des Sommers an sich selbst wahrnehmen; und alle gute Freunde, die über diesen Punct offenherzig mit mir gesprochen haben, haben dieses eingestanden. Es hat auch Schriftsteller gegeben, welche dieses selbst öffentlich behauptet haben. Man hat den Catholiken den lächerlichen Vorwurf gemacht, daß die Päbste einigen ansehnlichen Familien zu Rom eine schriftliche Indulgenz ertheilet hätten, in den Monaten Junius und Julius Sodomiterey zu treiben.

Allein einige Protestantische Schriftsteller selbst haben dieses vor ein lächerliches Mährchen gehalten, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die große Hitze dieser Monate eher eine Schwäche in dem Vermögen zum Beyschlaf als eine Unersättlichkeit in der Wollust verursache. Die große Hitze ist zwar vermögend mehr Begierden anzufeuren. Aber die Kräfte und das Vermögen zum Beyschlaf sind desto schwächer, und endlich müssen sich doch die Begierden nach den Kräften einschränken. Da das weibliche Geschlecht zu dem Beyschlaf nur Begierden aber wenig Kräfte nöthig hat, so ist es gewiß, daß dieses Geschlecht in den heißen Ländern zum Beyschlaf viel hitziger ist. Allein daraus würde gar nicht folgen, daß die Vielweiberey den heißen Erdstrichen natürlich wäre. Dieses müßte vielmehr gerade das Gegentheil wirken; und die Vielmännerey oder wenigstens die einfachen Ehen müßten eine

Nicht alle Einwohner können durch Eigenthum oder Arbeit an den Bergwerken Antheil nehmen; und alle die nicht Antheil daran haben, werden höchst armselig leben. Je überflüßiger das Land Gold und Silber hervorbringet, desto geringer wird ihr Werth seyn. Diese Beschaffenheit hat es mit allen überflüßigen Waaren. Man wird also die Waaren der Ausländer im Verhältniß gegen andere Lande theuer bezahlen, und der größte Theil des Volkes wird sich solche nicht verschaffen können. Eben diese Einfuhre fremder Waaren aber wird verursachen, daß Nahrung und Gewerbe im Lande sehr darnieder liegen, und daß das Volk im Ganzen betrachtet, sich in einem sehr elenden Zustande befindet.

Aus dem allen folget demnach meines Erachtens ganz klar und deutlich, daß kein Land einen Ueberfluß an allen Arten von Gütern haben kann, welches nicht sehr volkreich ist. Denn die Güter mögen erzeuget, oder durch die Kunst der Menschen hervor gebracht werden: so wird zu einer großen Menge derselben, auch allemal eine große Vervielfältigung von Menschenhänden erfordert. Es ist nichts so wahr, als daß zu dem reellen Reichthum eines Landes ein großer Ueberfluß von allen Arten von Gütern nöthig ist. Das ist das Wesentlichste von dem Reichthum eines Landes. Gold und Silber macht diesen Reichthum keinesweges aus.

Wenn ein Land einen großen Ueberfluß an allen Gütern hat: so ist es wahrhaftig reich, ohne

daß es Gold oder Silber oder einen Handel mit auswärtigen Völkern nöthig hat, weil es alles besitzet, was zur Bequemlichkeit des Lebens erfordert wird. Hat aber ein solches Land Handel mit auswärtigen Völkern, so wird der Ueberfluß an Gütern auch einen großen Reichthum an Gold und Silber nach sich ziehen, worinnen indessen nie ein reeller Reichthum bestehet, weil Gold und Silber nur vorstellende Zeichen der Güter sind, die Zeichen aber einer Sache sind niemals die Sache selbst.

Hieraus veroffenbaret sich genugsam, daß ein sehr bevölkertes Land auch allemal das reichste ist; und das sehen wir genugsam heutiges Tages an Holland und Engelland und in alten Zeiten an Egypten und Griechenland.

Der Reichthum eines Landes hat einen so wichtigen Nutzen für den Staat und das gesammte gemeine Wesen, daß die Bevölkerung nur allein in diesem Betracht ein sehr großes Augenmerk verdienet. Der Reichthum eines Landes ist hauptsächlich dasjenige, woraus die Bequemlichkeit des Lebens, und folglich die Glückseligkeit eines Volks entstehet. Denn man kann schwerlich ein Volk vor glücklich achten, in welchem nicht der größte Theil die Bequemlichkeiten des Lebens genießet.

Ueberdieß wird auch durch den Reichthum eines Landes die relative Macht des Staats sehr vergrößsert. Ob zwar diese Macht nicht hauptsächlich auf den Reichthum ankommt, so kann doch derselbe derjenigen Macht, die aus der größern Bevölkerung

ent-

entstehet, desto mehr Thätigkeit und Wirkung geben. Ein reicher Staat kann bey andern Völkern allezeit mehr ausrichten, als ein solcher, der weniger reich ist, ob sie gleich beyde eine gleich große Bevölkerung haben. Diese Wirkung ist leicht einzusehen, und die Erfahrung bestätiget sie.

Ein reicher Staat hat auch bey Unglücksfällen eine unerschöpfliche Quelle von Hülfsmitteln, die andern Staaten nach der Maße fehlen, wie sie weniger reich sind.

Je mehr ein Staat bevölkert ist, und je mehr Reichthum derselbe hat, desto größer können seine Einkünfte seyn, und das ist abermals ein sehr wichtiger Nutzen, der aus der Bevölkerung entstehet. Je mehr Einkünfte ein Staat hat, desto mehr hat er Mittel, seine Glückseligkeit zu befördern.

Denn alle Mittel zu der Glückseligkeit eines Volkes erfordern gemeiniglich Aufwand und Kosten, und arme Staaten, ob sie gleich die Mittel zu i er Aufnahme und Wohlfahrt gar wohl erkennen, müssen doch aus Mangel des Vermögens vieles davon unterlassen.

Dieser Punkt allein macht die Bevölkerung für den Staat überaus wichtig, insonderheit in solchen Staaten, wo die Abgaben auf die Consumption geleget sind. Der Bettelmann ist in diesem Betracht eine nützliche Person für den Staat, so schädlich er auch in andern Betracht dem gemeinen Wesen seyn mag.

Denn er verzehret Brod, daß versteuret ist, und es werden wenige Länder seyn, wo das Brod,

das

das ein Mensch jährlich verzehret, nicht mit vier Thalern versteuret werden muß. Man setze hinzu, daß der allerärmste Bettler zuweilen etwas Bier und Brandtewein trinket, so ist leicht zu erweisen, daß der geringste Bettler dem Staat jährlich sieben bis acht Thaler einbringt, und folglich demselben so viel werth ist, als ein Capital von hundert und funfzig Thalern. Wenn man nun vollends einen arbeitsamen Mann zum Vorwurf annimmt und erwäget, daß sich derselbe durch seine Arbeit, Kleidungen und andere Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffet, die alle versteuret worden sind, ehe er sie verbrauchet; wenn man ferner betrachtet, daß ein jeder arbeitsamer Mensch entweder in dem Erdenbau, oder in den Manufacturen und Fabriken Producte und Waaren hervorbringet, die wieder versteuret werden, und welche entweder auf die Vermehrung der Bevölkerung oder des Reichthums einen Einfluß haben, wenn man hinzu setzet, daß ein jeder arbeitsamer Mann, entweder von seiner Person, oder von seinen Besitzungen und gemeiniglich von beyden zugleich dem Staate Abgaben entrichten muß, so ist gewiß kein arbeitsamer Mann in einem Lande, welcher nicht zu den Einkünften des Staats auf verschiedene Arten mittelbarer oder unmittelbarer Weise jährlich vierzig bis funfzig Thaler einbringet. Man siehet also, daß wir einen arbeitsamen Menschen nicht zu hoch angeschlagen haben, wenn wir in den vorhergehenden Hauptstücken angenommen haben, daß derselbe dem Fürsten oder

dem Staate eben so viel werth sey, als ein Capital von tausend Thalern.

Ja man muß behaupten, daß der Mensch in verschiedenen Betracht noch viel mehr werth sey, als ein solches Capital. Denn der arbeitsame Mann hat einen großen Einfluß in die Bevölkerung, den Reichthum, in die Circulation des Geldes, in die größere Thätigkeit und Lebhaftigkeit des Staatskörpers, und in das daraus entstehende künftige Aufnehmen des Staats; dahingegen tausend Thaler ein todter und unnützer Klumpen Silber sind, welcher bey dem Mangel der Bevölkerung und Arbeitsamkeit wenig oder gar keinen Nutzen hat.

Fürsten! lernet den Werth der Menschen schätzen! Sie sind es allein, worauf eure Macht, euer Reichthum und alle eure Größe ankommt. Lernet dahero ihr Leben und Gesundheit hochschätzen, und sie zu euren eigenen Nutzen erhalten! lernet die Menschen vermehren! denn das ist tausendmal wichtiger, als wenn ihr lernet Schätze aufzuhäufen. Die folgenden Hauptstücke werden die Betrachtungen in sich enthalten, welche eine gesunde Staatsklugheit über die große Kunst, die Menschen zu vermehren, anstellen kann.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Wie die Mittel zur Bevölkerung nach der Natur des Reichs oder des Staats eingerichtet werden müssen.

Ein jedes Wesen kann sich nur nach seiner Natur thätig erweisen. Es ist eine Unmöglichkeit, ja ein offenbarer Widerspruch, daß ein Ding auf eine andere Art wirken kann, als es seiner Natur und wesentlichen Eigenschaften gemäß ist. Ein Reich oder Staat ist ein moralisches Wesen, und dieser Satz ist auch bey ihm ganz unstreitig wahr, daß er sich auf keine andere Art wirksam und thätig bezeigen kann, als nach seiner Natur und wesentlichen Eigenschaften. Wenn diejenigen, welche den Staat regieren, denselben wider seine Natur handeln lassen, so kann daraus nichts anders erfolgen, als daß seine natürlichen Kräfte und Triebfedern matt und stumpf werden, daß derselbe in Unordnung und Entkräftung verfällt, und sich seinen Verfall und Untergang immer mehr mehret.

Es ist demnach gewiß, daß auch die Mittel zur Bevölkerung der Natur und Eigenschaft eines Reiches oder Staats gemäß erwählet werden müssen, wenn sie anders ihren Endzweck erreichen und dessen Wohlfahrt und Aufnehmen wirklich befördern sollen.

Ich habe in den vorhergehenden Hauptstücken gezeiget, daß die Vielweiberey zwar der Regel nach, nicht zu erlauben sey, sondern daß es dabey lediglich auf die Menge der unverheyratheten Weibspersonen in einem Lande ankomme, das ist schon so viel gesagt, daß sich dieses Mittel der Bevölkerung nach dem Zustande und der Beschaffenheit des Staats richten müsse. Allein es sind noch andere Betrachtungen nöthig, um dieses Mittel der Natur dem Staate gemäß zu machen. Das wichtigste Augenmerk ist dabey auf dessen Regierungsform zu nehmen. Denn die Natur eines Staats kommt vornehmlich auf dessen Regierungsform an.

Die Democratie kann schwerlich die Vielweiberey erlauben. Die durchgängige Gleichheit aller Bürger ist das Wesentliche dieser Regierungsform. Da aber schwerlich alle Bürger das Vermögen haben, mehr als eine Frau zu ernähren, so würde die Vielweiberey nur den Vornehmen oder Ansehnlichen und Vermögenden zu statten kommen, welches ein sehr in die Augen fallender und mithin kränkender Vorzug für die übrigen Bürger seyn würden.

Vermuthlich hatte man aus diesem Betracht die Vielweiberey in den Griechischen Republiken nicht erlaubet, da sie doch weder durch die Religionsgesetze, noch durch die Unschuld der Sitten davon abgehalten, sondern vielmehr die Griechen fast allgemein der Wollust ergeben waren, und es bey ihnen gar nicht vor schändlich gehalten wurde, beständige

Bey-

Beyschläferinnen zu halten, oder Hurerey zu treiben. Zwar wenn es eine Democratie dahin bringen könnte, daß unter allen Bürgern nicht allein die allervollkommenste Gleichheit des Vermögens eingeführet, sondern auch beständig also erhalten würde, so würde es sehr gleichgültig seyn, die Vielweiberey einzuführen oder nicht. Allein das ist fast gar nicht möglich. So sehr auch die Atheniensischen Gesetze dahin eingerichtet waren, die Gleichheit des Vermögens unter den Bürgern zu befördern und zu erhalten, so waren sie doch nur von geringer Wirkung. Die Ungleichheit des Vermögens war zu Athen sehr groß.

In der Aristocratie können die Gesetze die Vielweiberey gleichfalls nicht erlauben.

Da die Regierung hier in den Händen des Adels oder der Vornehmen ist, so hat eine weise Aristocratie in den Gesetzen alles auf das sorgfältigste zu vermeiden, was ihren Vorzug, dessen sie sich über andere Bürger anmaßen, in die Augen fallend machen kann, wenn anders die Aristocratie dauerhaftig seyn soll. Die Erlaubniß der Vielweiberey würde aber in dieser Regierungsform hauptsächlich nur dem Adel zu statten kommen, weil diese wegen ihres Vermögens mehrere Weiber zu unterhalten im Stande wären. Dieses würde aber den andern Bürgern zu einer großen Kränkung gereichen. Es ist sehr zu vermuthen, daß die Republik Rom, welche in ihrem Anfange fast eine pure Aristocratie war,

hauptsächlich aus dieser Ursache die Vielweiberey nicht erlaubet hat, ohngeachtet dieselbe bey verschiedenen andern Völkern in Italien statt fand.

Die Römische Aristocratie war in der That sehr weißlich eingerichtet. Der Adel vermied den geringsten Schein eines Vorzugs. Er nahm für die Verwaltung der Staatsbedienungen keine Besoldung, entzog sich nicht den Abgaben, sondern trug sie nach Proportion viel größer, als die Proletarii oder geringen Bürger, und suchte auf alle Art zu verhüten, daß dem gemeinen Volke sein Vorzug nicht sehr empfindlich fallen möchte.

Die Monarchie und die Despoterey sind es allein, deren Natur die Vielweiberey gemäß ist. Da hier alle Unterthanen gleichen strengen Gehorsam bezeigen müssen, und im Verhältniß gegen den Monarchen wenig oder nichts sind, so können diejenigen, welche durch die Gunst des Fürsten oder durch ihre Bedienungen sich demselben nähern, ihren Vorzug auf keine andere Art zu Tage legen, als durch Pracht und Verschwendung. Sie müssen also natürlicher Weise auch auf die Vielweiberey verfallen, weil die Vielweiberey mehr ein Zeichen der Pracht und Verschwendung ist, als daß sie eine natürliche Bedürfniß seyn sollte. Der Monarch selbst, oder der Despot, der sich in Ansehung seines unermeßlichen Vorzuges vor berechtiget hält, sich alle Arten von Vergnügungen und Wollüsten zu erlauben, wird sich gar bald, wenn ihm die Religionsgesetze nicht zurück

halten,

halten, eine Menge von Weibern beylegen, und seine Günstlinge und vornehmsten Bedienten, welche sclavische Nachäffer aller seiner Sitten sind, werden diesem Beyspiel bald nachfolgen. Je strenger die Monarchie ist, und je mehr sie zur Despoterey neiget; desto natürlicher wird die Vielweiberey darinnen statt finden. Da in einem solchen Reiche alles auf die Willkühr und dem Eigensinn des Fürsten ankommt, und folglich niemand wegen seiner Würden, Ehrenstellen und Güter vor sich und seine Familie versichert ist, so kann er auf nichts gewisse Rechnungen machen, als auf den gegenwärtigen Genuß.

Dessen sucht er sich also zu bedienen, und sich keine Art von Wollüsten zu versagen, die er sich verschaffen kann.

Man siehet leicht, wie natürlich die Vielweiberey aus einem solchen Zustande entstehet. Man wird auch nicht leicht in dem Alterthume eine Monarchie oder despotisches Reich finden, in welchem die Vielweiberey nicht eingeführet gewesen wäre. Es ist unläugbar, daß alle Monarchien in Asien und Africa eine solche Beschaffenheit gehabt haben, und sie fast noch alle heutiges Tages haben.

Die Natur der vermischten Regierungsform erfordert fast allgemein, daß die Vielweiberey darinnen nicht statt findet.

Diejenigen Republiken, welche aus Aristocratien und Democratien zusammen gesetzet sind, können aus obigen Gründen gar nicht zur Vielweiberey neigen.

Eben so kann ein Staat, welcher monarchisch und democratisch ist, seiner Natur nach nicht leicht auf die Vielweiberey verfallen. Nur ein Reich, welches aus der Vermischung der Monarchie und Aristocratie bestehet, kann seiner Natur nach die Vielweiberey einführen.

Der König und der Adel haben hier allzugroße Vorzüge, und das Volk kömmt hier in gar zu wenigen Betracht, als daß man nicht gar bald in diesen Zustand verfallen sollte.

Die meisten stehen in den Gedanken, daß es bey der Vielweiberey hauptsächlich auf das Clima oder den Himmelsstrich ankomme, und daß ein sehr heißes Clima fast allemal die Vielweiberey nach sich ziehe.

Dieses scheinet voraus zu setzen, daß die Begierden der Menschen und das Vermögen zum Beyschlaf hauptsächlich durch die Hitze des Erdstriches bestimmet werden.

Allein das ist wenigstens in Ansehung des männlichen Geschlechts grundfalsch. Die häufigen Ausdünstungen, welche durch die Hitze der Himmelsgegend erreget werden, schwächen den Körper des Mannes, und machen ihn vielweniger zum

Beyschlaf vermögend. Diese Wahrheit kann eine jede Mannsperson in einer großen Hitze des Sommers an sich selbst wahrnehmen; und alle gute Freunde, die über diesen Punct offenherzig mit mir gesprochen haben, haben dieses eingestanden. Es hat auch Schriftsteller gegeben, welche dieses selbst öffentlich behauptet haben. Man hat den Catholiken den lächerlichen Vorwurf gemacht, daß die Päbste einigen ansehnlichen Familien zu Rom eine schriftliche Indulgenz ertheilet hätten, in den Monaten Junius und Julius Sodomiterey zu treiben.

Allein einige Protestantische Schriftsteller selbst haben dieses vor ein lächerliches Mährchen gehalten, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die große Hitze dieser Monate eher eine Schwäche in dem Vermögen zum Beyschlaf als eine Unersättlichkeit in der Wollust verursache. Die große Hitze ist zwar vermögend mehr Begierden anzufeuren. Aber die Kräfte und das Vermögen zum Beyschlaf sind desto schwächer, und endlich müssen sich doch die Begierden nach den Kräften einschränken. Da das weibliche Geschlecht zu dem Beyschlaf nur Begierden aber wenig Kräfte nöthig hat, so ist es gewiß, daß dieses Geschlecht in den heißen Ländern zum Beyschlaf viel hitziger ist. Allein daraus würde gar nicht folgen, daß die Vielweiberey den heißen Erdstrichen natürlich wäre. Dieses müßte vielmehr gerade das Gegentheil wirken; und die Vielmännerey oder wenigstens die einfachen Ehen müßten eine

natürliche Folge daraus seyn. In der That hat es auch viel heiße Länder gegeben, in welchen die Vielweiberey keinesweges statt gefunden hat, davon Egypten in alten Zeiten und Peru in dem mittlern Zeitalter genugsame Zeugnisse abgeben.

Man muß vielmehr behaupten, daß nächst der Regierungsform die Religion in die Einführung der Vielweiberey einen großen Einfluß habe. Allenthalben findet man Spuren, daß diese Sache durch die Religion geleitet worden ist.

In der Götterlehre der Griechen und Egyptier, wie auch der Römer, hatte man einen jeden von den obersten Göttern nur eine Gemahlin beygeleget, und alle diese Völker beobachteten auch die Monogamie.

Allein die Götterlehre dieser Völker erzählete eine Menge von artigen Geschichten, in Ansehung der Liebesbegebenheieen und Galanterien mit Göttinnen und irdischen Schönen, welche ihre Götter vorgenommen hatten, und die natürliche Folge davon war, daß bey diesen Völkern der Concubinat und die Hurerey nicht vor schändlich gehalten wurden.

Die Peruaner verehrten an dem ersten Ynka zugleich den Stifter ihres Reichs, ihrer Religion und ihrer Sitten, und auch zugleich ihre einzige Gottheit, den sie nur eine einzige Gemahlin beygeleget hatten, welcher derselbe sehr treu und zärtlich ergeben gewesen war.

Dieses

Dieses Volk beobachtete demnach die Monogamie in einer großen Reinigkeit, ohne alle Ausschweifungen. Es ist offenbar, daß die Vielweiberey in Japan, in Siam, in Indien und andern Ländern eine Folge ihrer Götterlehre war, weil sie ihren Göttern größtentheils viele Weiber beymaßen. Bey den Mahometanern entspringet die Vielweiberey lediglich aus ihrer Religion. Sie ist bey ihnen ein wirkliches Religionsgesetz. Bey den Jüden war in den alten Zeiten die Vielweiberey nach den Religionsgesetzen nicht allein erlaubt, sondern auch unter gewissen Umständen ausdrücklich geboten, nämlich, wenn es darauf ankam, seinen verstorbenen Bruder Saamen zu erwecken. Allein ich unterstehe mich nicht zu bestimmen, ob in der Christlichen Religion die Vielweiberey verboten ist, oder nicht. Die Sprüche des neuen Testaments, welche von diesem Gegenstande zu reden scheinen, sind nicht so klar, daß sich nicht wichtige Einwürfe darwider machen ließen, zumal da das Griechische Wort, unter welchen wir die Hurerey verstehen, ganz unläugbar auch die Abgötterey bedeutet. Selbst **Luther** und **Melanchton** müssen diese Sprüche nicht vor deutlich und bestimmt genug angesehen haben, weil sie den Landgraf **Philipp** von Hessen zwey Weiber erlaubten.

Nächst der Religion kommt in Ansehung der Vielweiberey das hauptsächlichste auf die Reinigkeit und Unschuld der Sitten an. Völker, die einer solchen Reinigkeit, Unschuld und Einfalt in den Sitten

ten ergeben sind, werden selten auf die Vielweiberey verfallen. Es muß in einem Volke entweder schon viele Ausschweifungen in der Wollust, oder viele Pracht und Verschwendung statt finden, wenn jemand sich nicht mit einer Frau begnügen will; wie denn das höchste Verderben der Sitten gemeiniglich vollends daraus erfolget. Da ein Mann den Anfoderungen vieler Weiber überaus selten eine Genüge leisten kann, so fallen diese Weiber gemeiniglich auf eine große Ausschweifung in der Wollust, und ihre Einsperrung ist fast allemal die Folge davon.

Diejenige Mannsperson, welche wegen Vielheit der Weiber, so die Vornehmen und Reichen nehmen, keine Frauens bekommen können, vermehren auch auf ihre Seite das Verderben der Sitten, indem sie ihre Begierden auf alle ersinnliche Art zu vergnügen suchen. Ein wildes und rohes Volk, welches gar keine Sitten hat, fällt gemeiniglich auf eine gänzliche Gemeinschaft der Weiber, und auf die allerausschweifendesten Unordnungen in der Wollust, wie uns **Herodotus** von den Mossagethen und vielen andern Völkern des Alterthums berichtet. Allein ein Volk, welches zwar Sitten hat, aber noch in seiner Einfalt und Unschuld lebet, ohne daß es durch die Reichthümer und deren allemal schädliche Folgen verderbet ist, wird selten zur Vielweiberey neigen, sondern der Monogamie ergeben seyn.

Unsere alten Vorfahren in Deutschland, können uns hier selbst zum Beyspiel dienen. Die Vielweibe-

weiberey war bey ihnen weder durch die bürgerliche noch Religionsgesetze verboten. Allein so lange sie noch in der Einfalt und Unschuld der Sitten lebten, bediente man sich der Vielweiberey wenig oder gar nicht. Tacitus versicherte uns, daß nur die Vornehmen mehrere Weiber gehabt hätten; allein nicht aus Wollust, sondern nur ihre Pracht und Vorzug zu zeigen. Dieses war also schon ein Anfang zu dem Verderben der Sitten, welches aus dem Reichthum entstand, und man muß daraus schließen, daß ein oder zwey Jahrhunderte vor den Zeiten des Tacitus auch die Vornehmen an keine Vielweiberey gedacht haben.

Die Griechischen Republiken scheinen sich des beständigen Concubinats als ein Mittel zur Bevölkerung bedienet zu haben, welches sie allemal nach dem Zustande ihres Staats einrichteten. Wenn der Staat Mangel an Volke hatte, so wurden die daraus erzeugten Kinder vor rechtmäßig erkannt, und des Bürgerrechts vor fähig erachtet. Allein wenn sie glaubten, daß sie eine genugsame Anzahl Bürger hätten, so wurden dergleichen Kinder von dem Bürgerrecht ausgeschlossen, ja sie giengen so weit, daß sie alsdenn nicht einmal die Kinder einer rechtmäßigen Ehefrau, wenn sie eine Fremde und keine Bürgerstochter war, zu dem Bürgerrecht zuließen. Die Ursache davon war, daß die damaligen Staats- und Policeyverständigen davor hielten, ein glückseliger Staat müsse nur eine gewisse bestimmte

stimmte Anzahl von Bürgern haben, und dieselbe nicht überschreiten.

Sowohl Plato als Aristoteles bestimmen diese Anzahl der Bürger in ihren politischen Büchern sehr genau. Es ist gewiß, daß in den kriegerischen Republiken keine unendliche Anzahl von Bürgern zugelassen werden konnten, das Land einer solchen Republik war klein, und die Vorzüge und Vortheile der Bürger waren groß. Da die Bürger in den meisten kriegerischen Republiken an der Regierung Antheil hatten, so würde die Republik ihre Glückseligkeit sehr in Gefahr gesetzet haben, wenn sie alles ohne Unterschied zu Bürgern aufgenommen, und die Stimme ohne Maße vervielfältiget hätte.

Allein diese in Griechenland weise Staatskunst gilt bey den Europäischen Reichen und Staaten keinesweges. Niemals kann ein Europäischer Staat zu viel Einwohner haben, und es kann also sich nie ein Zeitpunct ereignen, in welchem man Ursache hätte, die Mittel zur Bevölkerung zu hemmen. Ich zweifle sehr, daß ein Europäischer Staat jemals auf einen solchen Punct der Bevölkerung kommen wird, daß ihm die Menge des Volks zur Last wäre.

Die Cultur der Länder leidet noch unermeßliche Verbesserungen. Es ist vielleicht kein Land, welches nicht bey einer guten Oeconomie noch einmal so viel Getrayde zeugen könnte. Ueberdieß schränket sich die Bevölkerung nicht auf die Menge des Ge-

tray-

traydes ein, daß im Lande erzeuget wird. Holland erzeuget vielleicht nicht den vierten Theil des Getraydes, das seine Einwohner nöthig haben, und ein jedes Land, das Schiffarth hat, kann seine Bevölkerung weit über die Cultur seines Bodens hinaus treiben, ob es gleich im verschiedenen Betracht besser ist, wenn das Land vor seine Einwohner genugsames Getrayde gewinnet.

Wenn man demnach behauptet, daß die Bevölkerung mit der Natur des Staats in Verhältniß stehen muß, so kann man darunter nicht verstehen, daß sich die Bevölkerung nach der Cultur des Bodens richten muß. Denn die gegenwärtige Cultur kann sehr schlecht seyn, und große Verbesserungen annehmen. Eine große Bevölkerung ziehet fast allemal eine vollkommene Cultur des Bodens nach sich. Man wird eher die unfruchtbarsten Felsen zur Cultur geschickt machen, als aus einem Lande auswandern, in welchem Friede, Freyheit und Nahrung herrschen. Die Einwohner von Maltha fahren die Erde aus Sicilien und Italien in ihren Schiffen nach Hause, um den dürren Felsen, worauf sie wohnen, eine fruchtbare Oberfläche zu verschaffen. Eine große Menge Volkes klügelt unaufhörlich neue Manufacturen und Künste, und eine bessere Cultur des Bodens zu erfinden, wenn nur in der Einrichtung der Policey keine Hindernisse vorhanden sind, wodurch die Erfindungsbegierde der Menschen unterdrücket wird.

Vielleicht glaubte man, daß Engelland vor hundert Jahren schon alle mögliche Cultur des Bodens erlanget hätte.

Allein seit dem das Parlement auf die Ausfuhre des Getraydes Prämien gesetzet hat, seit dem die gemeinen Triften und Weiden, wodurch so vieles Erdreich schlecht genutzet wird, aufgehoben worden sind, so führet Engelland jährlich so viel Getrayde aus, daß noch einmal so viel Einwohner davon ernähret werden können, ohngeachtet die Bevölkerung seit dieser Zeit schon hoch angewachsen ist.

Es ist eine allezeit richtig befundene Erfahrung, daß die Bevölkerung allemal nach der Maaße wächset, wie die Freyheit in einem Staate statt findet. Die eingeschränkten Monarchien und freye Republiken haben allemal eine große Bevölkerung nach sich gezogen. In alten Zeiten war Griechenland nicht allein der am meisten bevölkerte Theil des Erdbodens, sondern dessen Colonien hatten auch auch alle Küsten von Italien, den größten Theil der Asiatischen Küsten und alle Inseln des Mittelländischen Meeres bevölkert. Rom, als es noch eine freye Republik war, zog eine ungeheure Bevölkerung an sich, die sich nach der Maaße verminderte, als die Regierung der Kaiser despotisch wurde.

In dem mittlern Zeitalter waren Venedig und Genua, die am meisten bevölkerten Staaten in Europa.

Holland

Holland hatte sich nicht so bald von dem Spanischen Joche loßgerissen, und sich in eine freye Republik verwandelt, als dessen Bevölkerung zu einem sehr hohen Grade gediehe.

Die Freyheit des Englischen Volks ist nicht so bald auf einen sichern Fuß gesetzet worden, als die Bevölkerung ungemein gewachsen ist. Dahingegen ist keine Monarchie in Europa, welche nicht so bald am Volke abgenommen hat, als sie die Freyheit der Stände unterdrücket, und sich in eine strenge Alleinherrschaft verwandelt hat. Spanien seit Ferdinandi Catholici Zeiten, welcher die despotischen Grundsätze zuerst einführte, hat sich gewiß an den dritten Theil seiner Bevölkerung vermindert; und Frankreich, seit dem sich seine Könige unumschränkt gemacht haben, hat gewiß den vierten Theil Einwohner weniger. Diese Folge ist sehr natürlich. Die Bedrückungen, welche von einer willkührlichen Regierung fast unzertrennliche Gefärthen sind, schwächen den Nahrungsstand, und machen den Einwohnern den Aufenthalt im Lande weniger angenehm.

Diejenigen also, welche durch den Soldatenstand, durch die Schiffarth, durch die Handwerker und bey andern Gelegenheiten in fremde Länder kommen, ergreifen alle Gelegenheiten, sich daselbst häuslich niederzulassen, dahingegen die Fremden wenig Neigung finden, sich in einem despotischen Lande zu etabliren. Alle Anreizungen auch, deren man

sich bedienen kann, durch große Vortheile und Wohlthaten Fremde an sich zu ziehen, sind in einem despotischen Lande unwirksame Künsteleyen, die sehr wenig wesentlichen Nutzen haben. Wenn die Fremden ihre Absicht sich zu bereichern erlanget haben, so gehen sie oder ihre Kinder gar bald wieder aus dem Lande.

Ein despotisches Reich, wenn es seine Regierungsform nicht abändern will, kann schwerlich zu einer großen Bevölkerung gelangen, wenn es nicht fast alle Gemeinschaft mit andern Völkern aufhebet. Die Despoterey verlieret einen großen Theil ihrer erschrecklichen Wirkungen, wenn die Unterthanen von der Freyheit und Glückseligkeit anderer Menschen keine Kenntniß haben. Diese Kenntniß aber kann ihnen blos durch die Aufhebung des Umgangs mit andern Völkern entzogen werden. Ein solches Reich befindet sich am besten, wenn es auf seinen Grenzen große Wüsteneyen hat, welche andern Völkern sowohl dem feindlichen als freundschaftlichen Zugang schwer machen.

Denn die Ruhe ist noch der einzige erträgliche Zustand eines solchen kranken Staatskörpers. Alles, was die Unterthanen abhalten kann, aus dem Reiche zu reißen, muß ergriffen werden, und in diesem Betracht glaube ich, daß die Leibeigenschaft der Bauren einem solchen Reiche natürlich ist, und zu dessen Einrichtung und Zusammenhange gehöre, weil alsdenn die Auswanderung der Unterthanen

viel

viel eher verhindert werden kann. Der Handel mit den Fremden muß in einem solchen Reiche so beschaffen seyn, wie in Japan, nämlich daß die Unterthanen mit den fremden Kaufleuten nicht den geringsten Umgang haben dürfen.

Ueberhaupt ist Japan das beste bekannte Beyspiel eines despotischen Reiches. Eine unaussprechlich große Bevölkerung, ein dadurch entstehender Ueberfluß von allen Arten von Gütern, eine tiefe Ruhe von aussen und von innen, und eine große Unwissenheit von dem Zustande aller andern Völker machen die Japaneser noch zu den glücklichsten Unterthanen eines despotischen Reiches, in so weit ein solches Reich durch seine Regierungsform fähig ist, den Menschen einiges Glück zu verschaffen.

Sechstes Hauptstück.
Von den Hindernissen der Bevölkerung.

Ehe ich die Betrachtungen über die wirksamsten Mittel der Bevölkerung mittheile, so wird es nicht undienlich seyn, die Hindernisse vorzustellen, welche der Bevölkerung in Europa am meisten im Wege stehen. Man muß die Hindernisse kennen, welche den Erfolg einer Sache aufhalten, wenn man sich versprechen will, wirksame Anstalten zu deren Beförderung treffen zu können.

Vielleicht werden sich viele von meinen Lesern verwundern, wenn sie hier finden, daß der in Europa eingeführte Luxus oder Verschwendung unter den Hindernissen der Bevölkerung oben an stehet. Es hat seit kurzem viele politische Schriftsteller gegeben, welche gerade das Gegentheil behauptet, und den Luxus als das wirksamste Beförderungsmittel der Bevölkerung angesehen haben. Sie sagen, der Luxus ermuntere den Fleiß und die Arbeitsamkeit, und verschaffe einer großen Menge Menschen Nahrung, folglich vermehre er die Stellen, in welchen sich Menschen ernähren könnten. So bald aber die Stellen vermehret würden, wo die Menschen Nahrung und Unterhalt finden, so müßte auch die Bevölkerung wachsen, weil die Menschen schon an sich selbst genugsam geneigt wären, sich zu verheyrathen

und Kinder zu zeugen, wenn sie die Furcht vor dem Mangel des Unterhaltes nicht davon abhielte.

Sie sagen ferner, der Luxus befördere die Circulation des Geldes, und verbreite gleichsam eine Wärme in dem ganzen Nahrungsstand, indem er den Verbrauch und Absatz der Waaren ungemein vergrößere, wodurch die Arbeiter sehr aufgemuntert, und der Umlauf der Waaren und des Geldes in allen Zweigen des Nahrungsstandes sehr belebet würde.

Es ist wahr, diese Gründe scheinen sehr stark zu seyn, und man darf sich daher nicht wundern, daß diese Meinung von vielen Staatsverständigen begierig ergriffen, und als ein richtiger Grundsatz in der Regierung der Staaten angenommen worden ist. Ich leugne nicht, daß diese Sätze viel Wahres in sich enthalten. Allein ich leugne, daß sie sämmtlich richtig sind; und insonderheit räume ich die Folgen nicht ein, welche man daraus auf die Vergrösserung der Bevölkerung machet. Folgende Betrachtungen werden die Sache in ihr erforderliches Licht setzen.

Es ist wahr, daß der Luxus die Arbeitsamkeit befördert. Alle Menschen haben die Neigung, sich vor andern ihres Gleichen hervorzuthun. Da es den meisten schwer fällt, diesen Vorzug durch die Eigenschaften ihres Geistes und ihres sittlichen Characters zu behaupten, so ergreifen sie begierig die äusserlichen Vorzüge in Ansehung der Kleidung und des Aufwandes, welche ihnen nicht so schwer vor-

kommen, und die Vergrösserung ihrer Arbeitsamkeit kommt ihnen daher nicht mühsam vor, wenn sie sich nur dadurch den äusserlichen Schein eines Vorzuges vor andern ihres Gleichen geben können.

Diese vergrößerte Arbeitsamkeit hat also allerdings die Folge, daß mehr Waaren und Güter im Lande gewonnen, und mithin sowohl der innerliche Absatz der Waaren als der auswärtige Handel vergrössert werden. Diese Folge ist leicht einzusehen. Derjenige, welcher seine Arbeitsamkeit vergrössert, um seinen eigenen Luxus eine Genüge thun zu können, vermehret nicht allein die künstlichen Güter im Lande, sondern vergrößert auch durch seinen eigenen Luxus den Absatz der Waaren, so andere gearbeitet haben. Allein daraus folget keinesweges eine Vergrösserung der Bevölkerung, wie wir bald zeigen wollen.

Ja, dasjenige, was wir eingeräumet haben, ist nicht einmal eine allgemeine Wahrheit. Nicht allemal wird die Arbeitsamkeit durch den Luxus aufgemuntert und vergrößert.

Es giebt eine Art des Luxus, welcher nichts weniger als eine Mutter und Beförderinn der Arbeitsamkeit ist.

Dieser findet insonderheit in solchen Hauptstädten statt, wo der Nahrungsstand im Lande noch in schlechter Beschaffenheit ist. Der Hof durch sein Beyspiel und durch seine Verschwendung führet fast

allemal den Luxus in der Hauptstadt ein. Sein großer Aufwand und die Verschwendung des Adels, den der Hof fast allemal an sich ziehet, geben den Bürgern der Hauptstadt allemal vorzügliche Nahrung und Gewinnst, und die Verschwendung des Hofes und des Adels ist allzuansteckend, als daß die wohlhabenden Bürger der Hauptstadt sich nicht bald nach diesem Beyspiel dem Luxus ergeben sollten. Es ist so weit gefehlet, daß diese Art des Luxus die Arbeitsamkeit erzeugen und befördern sollte, daß er dieselbe vielmehr auf alle Art unterdrücket und darnieder schlägt. Der Müßiggang der Hofleute und ihre Ergötzlichkeiten sind für die Bürger ansteckend. Sie möchten sich gern eben diesem Müßiggang und diesen Ergötzlichkeiten widmen, und doch dabey ihrer Neigung zum Luxus einige Genüge leisten. Die Folge davon ist, daß sie wenig arbeiten, aber ihre Arbeit in einen sehr hohen Preiß setzen, damit sie ihre Neigung zum Wohlleben vergnügen können. Ich kenne verschiedene solche Hauptstädte, in welchen bey einem großen Geldmangel im Lande, dennoch ein ganz exorbitanter Preiß der Waaren und Arbeiten statt findet, so das Paris und London in Verhältniß gegen sie, sehr wohlfeile Oerter sind. Man siehet leicht, daß diese Art des Luxus der Arbeitsamkeit und dem Nahrungsstande überaus schädlich ist. Bey einem solchen Zustande ist es gar nicht möglich, Landesproducte zu gewinnen, um solche an auswärtige Nationen zu verhandeln. Die Theurung aller Arten muß nothwendig die Lan-

deswaares in einen so hohen Preiß setzen, daß mit denselben an gar keinen auswärtigen Handel zu denken ist. Der wohlfeile Preiß der Waaren ist der einzige Grund alles auswärtigen Handels.

Allein wenn auch der Luxus eine Mutter der Arbeitsamkeit ist, so ist es doch weit gefehlt, daß er die Bevölkerung befördern sollte. Dieses ist es, was ich nunmehr beweisen will.

Wenn er die Arbeitsamkeit vergrößert, so ist dieses nicht sowohl von dem Herrn oder Meister des Gewerbes zu verstehen. Dieser, wenn er den Luxus ergeben ist, ist fast allemal ein Müßiggänger. Das Wohlleben und der Müßiggang stehen in einer sehr genauen Verbindung mit einander. Die Arbeitsamkeit des Herrn von dem Gewerbe kommt hauptsächlich darauf an, daß er sein Gewerbe durch eine Menge von Arbeitern zu erweitern suchet, um sich mehrern Gewinnst zu verschaffen. Allein ein solcher Zustand in den Gewerben befördert die Bevölkerung keinesweges.

Leute, die blos als Gesellen oder Handelsbediente arbeiten, sind selten im Stande, sich zu verheyrathen, und eine Familie zu unterhalten, und wenn sie es auf eine kümmerliche Art thun könnten, so haben nur sehr wenige genugsamen Muth darzu. An statt also, daß durch diese vergrößerte Arbeitsamkeit mehrere Stellen entstehen sollten, wo sich zwey Personen von gegenseitigen Geschlechte unterhalten und

Kinder zeugen könnten, so werden diese Stellen vielmehr verringert. Dieser Erfolg fällt sehr deutlich in die Augen, und jemehr die Regierung zuläßt, daß die Entreprenneurs, die Manufactur und Fabriken, Herren und die Meister ihre Arbeiter vervielfältigen können, desto nachtheiliger sind die Folgen davon für die Bevölkerung.

Ein Staat verstehet seinen Vortheil sehr schlecht, wenn er zuläßt, daß ein einziger Herr oder Meister sein Gewerbe so sehr vergrößert, daß er eine Menge von Arbeitern unterhält. Dieses ist weder obgezeigter Maßen der Bevölkerung noch den Einkünften des Staats zuträglich. Der Staat kann von einem Gesellen, wenn er sich auch verheyrathet, wenig oder gar keine Abgaben erheben, dahingegen ein Meister, wenn sein Gewerbe auch nur klein ist, zu den Abgaben des Staats allemal ungleich mehr beytragen muß; wie denn auch ein Meister ein versicherter Unterthan ist, dahingegen ein Geselle weiter nichts als ein Herumschweifer zu betrachten, welcher alle Tage sein Bündel auffacken und das Land verlassen kann.

In Ansehung der Bevölkerung aber fällt es von selbst in die Augen, wie sehr die Vervielfältigung der Meister solche befördere, und wie schädlich dagegen für dieselbe eine große Menge Gesellen in einer Werkstatt sind.

In diesem Betracht sollte ein Staat nicht erlauben, daß jemals ein Meister mehr als einen Gesel-

len und einen Lehrjungen halten dürfte, dabey aber seine Vorsorge dahin richten, daß das Meisterrecht umsonst ertheilet, und jeder Meister durch alle mögliche Erleichterungen und gute Anstalten in den Stand gesetzet werde, sich selbst zu verlegen. In der That würde daraus sowohl der Bevölkerung als den Einkünften des Staats der größte Vortheil zuwachsen.

Wir müssen noch weiter gehen, der Luxus ist nicht allein der Bevölkerung nicht zuträglich, sondern er ist eine wirkliche Hinderniß vor dieselbe. Es ist offenbar, daß der Luxus die Kosten des Ehestandes ungemein vergrößere. Je mehr Pracht und Wohlleben in einem Lande eingeführet ist, desto mehr Aufwand wird erfordert, um eine Frau und Familie zu unterhalten. Die Folge davon ist ganz ungegezweifelt, daß man große Scheu und Bedenken trägt, in den Ehestand zu treten, und das mithin die Ehen viel seltener werden. Die allgemeinen, aber elenden Vorurtheile der Menschen, halten denjenigen allemal vor geringschätziger und verächtlicher, welcher den eingeführten Luxus, den andere seines Standes und Gewerbes treiben, nicht mitmachen kann. Die meisteu Menschen aber sind so gesinnet, daß sie lieber gar nicht heyrathen, als sich einer gewiß zu befürchteten Verachtung aussetzen.

Bey einem eingeführten großen Luxus, ist der Ehestand eine sehr beschwerliche Last, welcher man sich nicht gern auf Gerathewohl unterziehet.

Das

Das, was ich hier sage, hat die Erfahrung in allen Ländern bestätiget, wo der Luxus herrschet. Man siehet darinnen allemal eine Menge unverheyratheter Mannspersonen, die zuweilen auf den vierten, ja wohl gar auf den dritten Theil der erwachsenen Personen männlichen Geschlechts ansteigen.

Man siehet leicht, wie nachtheilig dieses der Bevölkerung ist. Denn ob zwar diese ledigen Mannspersonen gemeiniglich die Keuschheit sehr wenig beobachten, so haben wir doch in den vorhergehenden Hauptstücken genugsam gezeiget, daß Hurerey und unordentliche Vermischung der beyden Geschlechter der Bevölkerung gar nicht zuträglich sind. Je mehr Ausschweifungen von solcher Art in einem Lande statt finden, desto mehr leidet die Bevölkerung darinnen.

Die Sache hat noch andere sehr nachtheilige Folgen. So viel unverheyrathete Mannspersonen in einem Lande sind, welche den Ehestand verabscheuen, so viel sind auch fast allemal Verführer des weiblichen Geschlechts vorhanden. Hieraus entstehet gemeiniglich eine große Frechheit und Verderben in den Sitten.

Die unordentliche Vermischung wird wegen der großen Menge der Beyspiele nicht mehr vor schändlich gehalten. Die Weibspersonen werfen alle Bande der Scham ab, und so bald es auf diesen

Punct

Punct gekommen ist, so werden die Weibspersonen, die erst die Verführte waren, selbst die Verführerinnen. Dieses ist der abscheulichste Zustand in dem Verderben der Sitten, welches dem Ehestande einen neuen allgemeinen Haß zuziehet.

Die fast allgemeine Untreue der Weiber, vereiniget mit dem Luxus und den daraus entstehenden großen Kosten des Ehestandes, verursachet, daß man diejenige Mannspersonen fast vor Narren hält, welche die dumme Dreistigkeit haben, sich in den Ehestand zu begeben.

Dieses war der Zustand bey den Römern zu den Zeiten des Julius Cäsars und des Augusts. Der Luxus sowohl als die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts, waren auf einen so hohen Punct gestiegen, daß man diejenigen vor die einfältigsten Tropfen hielte, welche heyratheten.

Als Augustus im Begriff war, die bekannten Gesetze zum Vortheil des Ehestandes zu publiciren, und diejenige nachdrückliche Rede hielt, welche wir noch heutiges Tages bewundern, so ließ er die unverheyratheten Römischen Richter auf die eine, und die Verheyratheten auf die andere Seite treten, und die Anzahl der letztern wurde von den erstern sehr weit übertroffen.

So groß war damals der Abscheu vor dem Ehestande. Ein so allgemeiner Abscheu muß endlich dem weiblichen Geschlechte selbst zum höchsten Nachtheil

theil gereichen. Die höchstverderbten Römerinnen mußten einen Theil ihres Vermögens und alle mögliche Schmeicheleyen anwenden, daß sie jemand bewegten, ihnen den Titel seines Weibes zuzugestehen, ohne daß dergleichen Schein Eheleute bey einander wohnten, und die Pflichten des Ehestandes gegen einander ausübten. Indessen wurden diese Scheinehen bey der Zählung des Augustus mitgerechnet, und ausser denselben würden die Verheyratheten nicht den vierten Theil ausgemacht haben. Ein solcher Erfolg ist in allen Staaten zu gewarten, wo der Luxus und die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts einen sehr hohen Grad erreichet haben.

Aus dem allen leuchtet nur allzu sehr in die Augen, was für grosse Hindernisse der Luxus und die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts vor die Bevölkerung sind. Eine weise Regierung hat also gar nicht Ursache, den Luxus zu befördern, sondern vielmehr alles anzuwenden, daß er in dem Staate nicht die Oberhand gewinne.

So sehr derselbe der Bevölkerung schadet, so sehr erstickt er auch diejenigen Tugenden, auf welchen die hauptsächlichsten Triebfedern zur Glückseligkeit eines Staats beruhen. So bald der Luxus allgemein in einem Lande einreißet, so bemächtiget sich der Eigennutz aller Herzen. Die Liebe des Vaterlandes, der Eifer für das gemeinschaftliche Beste, wahrer Edelmuth und rechtschaffenes Wesen, diese großen und mächtigen Triebfedern eines glücklichen

Staates, werden alle von den niederträchtigen Eigennutz unter das Joch gebracht, und diese Heldentugenden kennet man in einem Staate, welcher durch den Luxus verdorben ist, nur noch den Namen nach. Rom, das große, das edelmüthige Rom, welches ehedem alle Heldentugenden in dem höchsten Grad ausübte, und die bewundernswürdigen Beyspiele von einer großen Liebe für das Vaterland und das gemeinschaftliche Beste aufweisen konnte, wurde von nichts als niederträchtigen und feilen Seelen bewohnet, als der Luxus daselbst die Oberhand genommen hatte. Eben dieses geschahe bey den kriegerischen Deutschen und bey den Arabern, so bald sie durch die Eroberungen reich, und dem Luxus ergeben geworden waren. Eine weise Regierung kann also nicht aufmerksam genug seyn, um den Luxus zu verhindern. Das Beyspiel des Monarchen ist zwar hier von einer guten Wirkung. Allein, daß es an und vor sich selbst nicht wirksam genug ist, daß zeigen die Beyspiele des Augustus und Tiberius.

Der erste war in seiner ganzen Regierung in seinem Aufwande überaus mäßig, und der andere war es wenigstens in den ersten zehn Jahren seiner Regierung. Allein da sie beyde auf keinerley Art zu bewegen waren, Gesetze wider den Luxus zu machen, so hatte ihr Beyspiel allein sehr wenig Wirkung.

Strenge Gesetze wider dieses verwüstende Ungeheuer aller Staaten, gesetzt, daß sie auch die Frey-

heit

heit der menschlichen Handlungen einschränken, sind allein vermögend, dieses große Verderben anzuwenden.

Die Gesetze, in Ansehung der Unauflöslichkeit des Ehestandes können gleichfalls der Bevölkerung entweder zu einem großen Hindernisse oder zur Beförderung gereichen. Man muß hier zwey Ausschweifungen vermeiden, welche beyde der Bevölkerung gleich nachtheilig sind. Gesetze, welche die Ehen für durchaus unauflöslich halten, sind der Bevölkerung sehr schädlich. Wenn die Gemüther und die natürlichen Beschaffenheiten der Eheleute durchaus nicht mit einander übereinstimmen, und die Religions- oder bürgerlichen Gesetze demnach keine Trennung der Ehen zulassen, so ist von solchen übelgepaarten Ehen für die Bevölkerung wenig oder nichts zu hoffen. Dahingegen, wenn die Ehen gar zu leicht aufgelöset werden können, die aus der Leichtsinnigkeit der Menschen gar zu häufig entstehenden Trennungen der Bevölkerung gleichfalls großes Nachtheil verursachen. Insonderheit ist alles verdorben, wenn die Leichtigkeit der Trennung auf der Willkühr des weiblichen Geschlechts beruhet.

Rom giebt hiervon vor alle künftige Zeiten ein sehr warnendes Beyspiel an die Hand. So lange die Männer allein das Recht hatten, sich von ihren Weibern zu scheiden, so hatte Rom fünf hundert Jahr gestanden, und es war nur ein einziges Beyspiel einer Ehescheidung vorhanden, welches noch

darzu

darzu von den Censoren wegen Unfruchtbarkeit des Weibes anbefohlen war. Die Weiber, welche das Recht wußten, welches ihre Männer hatten, sich von ihnen zu scheiden, waren gelehrig, gehorsam, bescheiden, ehrlich, züchtig und rein in ihren Sitten.

Allein alles wurde verdorben, als die Römer ihre Gesetze aus Griechenland holeten, und die Weiber nach denselben gleichfalls das Recht bekamen, sich von ihren Männern zu scheiden. Diese übten ihr Recht so fleißig aus, daß sie ihre Jahre nicht nach den Consuln, sondern nach der Anzahl ihrer Männer zähleten, wie Seneca ausdrücklich versichert. Denn sie waren kaum vier Wochen bey einem neuen Mann gewesen, als sie schon einen Schwarm von Liebhabern Gehör gaben, welche sie umringten und zu einer neuen Scheidung zu bewegen suchten, und das war es eben, was die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts, und das Verderben der Sitten auf den höchsten Punct gebracht hat.

Es liegt demnach sehr viel daran, daß die Religions- und bürgerliche Gesetze in Ansehung des Ehestandes dergestalt eingerichtet werden, daß zwar die Ehen solcher Personen, welche sich nach ihren Neigungen und natürlicher Beschaffenheit nicht zu einander schicken, nicht ganz unauflöslich sind, aber auch keine allzuleichtsinnigen Trennungen der Ehen zugelassen, sondern überall eine weise Mittelstraße beobachtet werde.

Es ist gewiß, daß eine jede Art der Bedrückung und ungerechten Gewalt in einem Staate, auch eine Hinderniß gegen die Bevölkerung ausmacht. Ein jedes Unrecht und Bedrückung entziehet den Menschen etwas von den Mitteln, sich zu unterhalten, und eine Familie zu ernähren, und niemand heyrathet gern, wenn er nicht über diesen Punct eine gegründete Hofnung vor sich siehet. Es geschiehet demnach überaus selten, daß in einem Reiche, wo verschiedene ungerechte und gewaltsame Regierungen auf einander gefolgt sind, die Bevölkerung anwachsen sollte. Vielmehr wird man allemal in einem solchen Reiche eine merkliche Verminderung davon verspüren. Die Ursache dieses Erfolgs ist leicht einzusehen. Die Fremden begehren sich in einem Lande nicht niederzulassen, wo die Leidenschaften und eine willkührliche Gewalt statt des Rechts und vernünftiger Gesetze herrschen.

Es werden nur solche Fremde herbey gelocket, welche aus den Unordnungen des Staats und aus den Bedrückungen der Regierung ihren Vortheil zu ziehen verhoffen. Die Eingebohrnen aber haben unter einer solchen Regierung wenig Lust und Muth, sich zu verheyrathen, und zu der Bevölkerung das Ihrige beyzutragen. Je ungerechter und tyrannischer die Regierung ist, je mehr haben die Menschen Abscheu, eine unglückliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Wir haben hiervon ein erschreckliches Beyspiel von den Indianern in den Spanischen America. Diese durch die Spanische Grausamkeit

auf das äusserste elend gemachten Menschen, konnten zwar dem natürlichen Triebe nicht widerstehen, sich mit einander zu vermischen. Sie trieben aber ihre Kinder ab, um, wie sie sagten, ihren grausamen Herren keine elenden Werkzeuge der allerunglücklichsten Sclaverey zu verschaffen.

Dieser Erfolg wird sich in einer jeden Regierung, die voller Ungerechtigkeiten und Bedrückungen ist, zwar nicht in gleicher Wirkung, aber doch allemal auf eine Art zeigen, welche der Bevölkerung hinderlich ist.

Es ist nichts eine so große Hinderniß gegen die Bevölkerung, als eine öfters einreißende Theurung in den nothwendigsten Lebensmitteln. Der Hunger selbst kann eine große Menge Menschen hinweg raffen. Aber das ist noch der kleinste Schade, der daraus entstehet. Die unordentlichen Nahrungsmittel und unnatürlichen Speisen, welche eine große Theurung allemal nothwendig machen, ziehen allemal epidemische Krankheiten nach sich, welche zehnmal mehr Menschen hinweg raffen, als der Hunger nicht gethan hat. Die Geschichte aller Staaten bestätiget diesen Satz, und man wird gewiß keine Hungersnoth in einem Lande bemerket finden, welcher nicht große und alles verwüstende epidemische Krankheiten nachgefolget sind. Solche unglückliche Begebenheiten können der Bevölkerung auf viele Jahrhunderte den härtesten Stoß versetzen; und diese Hinderniß der Bevölkerung erfordert demnach eine

ne große Aufmerksamkeit von einer weisen Regierung.

Das beste Hülfsmittel wider dieses große Hinderniß der Bevölkerung ist wohl ohne Zweifel eine vollkommene Cultur des Bodens. Je mehr der Ackerbau und die Landwirthschaft im Flor ist, desto weniger ist ein so trauriger Zustand zu befürchten. Ein glücklicher Staat, welcher der künftigen Vermehrung seiner Einwohner gewiß seyn will, muß wenigstens noch einmal so viel Getrayde jährlich erzeugen, als seine jetzigen Bewohner verzehren. Eine starke Ausfuhre des Getraydes muß den Fleiß der Landleute zu der vollkommensten Cultur des Bodens ermuntern und beleben, und diejenigen Regierungen verfahren sehr unweißlich, welche fast unaufhörlich die Ausfuhre des Getraydes verbieten, um dessen wohlfeilen Preiß im Lande zu bewirken.

Es erfolgt vielmehr daraus gerade das Gegentheil. Der Landmann, wenn er etwa sein Getrayde entweder gar nicht, oder doch nur um einen sehr niedrigen Preiß absetzen kann, wird dadurch in seinem Fleiß gar sehr niederschlagen, und weil er nicht umsonst arbeiten will, so schränket er seinen Anbau gar bald nur auf dasjenige Qvantum ein, von dessen Absatz er ohngefähr versichert ist. Wenn demnach nur der geringste Miswachs erfolget, so ist eine Theurung unvermeidlich. Dahingegen, wenn eine beständige erlaubte Ausfuhre den Fleiß des Landmannes ermuntert, so ist von einem Miswachs

nur eine mäßige Erhöhung des Preises zu besorgen. Das Beyspiel von Engelland bestätiget dieses alles.

Die Jahrbücher dieses Reichs vor 1680. geben an die Hand, daß Engelland ehedem eben so oft der Theurung und Hungersnoth ausgesetzt gewesen, als alle andere Länder.

Allein, seit dem das Parlement in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nicht allein eine beständige Ausfuhre des Getraydes erlaubet, sondern auch Prämien darauf gesetzet hat, so ist Engelland seit dieser Zeit niemals einer Theurung unterworfen worden.

So gar im Jahr 1709. als Frankreich durch die Hungersnoth in ein so großes Elend versetzet wurde, ereignete sich in Engelland nur eine nichtsbedeutende Erhöhung des Preises.

Wenn der Regierung dieser wichtige Punct der Bevölkerung am Herzen liegt, so muß sie eine große Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft haben. Das Landvolk muß nicht mit harten Abgaben, Frohndiensten und andern Beschwerden bedrücket noch gegen andere Stände des Volks verächtlich gehalten werden, und man muß nie die Manufacturen und Fabriken auf irgend eine Art befördern und unterstützen, welche der Landwirthschaft nachtheilig ist. So bald von diesen allen etwas geschiehet, so werden sich allemal viele Landleute von ihrer Lebensart abzuziehen, und in die Städte zu begeben suchen.

Hier-

Hierunter aber leidet allemal die Cultur des Landes. Wenn die Landgüter wegen Größe der Abgaben und anderer Beschwerden wenig gesuchet werden, und in einem sehr niedrigen Preiß stehen, so wird die gewisse Folge davon allemal seyn, daß der Boden wenig cultiviret wird, und mithin gar bald Mangel und Theurung des Getraydes einreissen werden. Dinge, welche der Bevölkerung, den auswärtigen Commercien und überhaupt der Wohlfahrt des Staats so sehr nachtheilig sind. Denn ein hoher Getrayde Preiß im Lande muß auch nothwendig das Arbeitslohn bey den Manufacturen und Fabriken vertheuren, und mithin diese Waaren selbst steigen, wodurch die auswärtigen Commercien mit diesen Waaren allerdings leiden müssen, weil diese Commercien größtentheils auf den wohlfeilen Preise der Waaren beruhen.

Siebentes Hauptstück.

Von den wirksamsten Mitteln zu Vermehrung der Menschen und Beförderung der Bevölkerung.

Ist jemals ein Staat bemühet gewesen, gute Gesetze zu Beförderung der Bevölkerung zu machen, so ist es gewiß der Römische gewesen, insonderheit unter den ersten Monarchen, Julius Cäsar und Augustus.

Diese Gesetze hatten zuförderst ihr Augenmerk dahin gerichtet, daß keine Ehen geschlossen werden durften, von welchen nicht wahrscheinlich die Fruchtbarkeit zu hoffen war. In diesem Betracht durfte sich eine Frau von funfzig Jahren nicht verheyrathen, der Mann, welcher sie heyrathen wollte, mochte von einem Alter seyn, wie er wollte. Eben dieses wurde von den Männern verordnet, die über sechzig Jahr alt waren. Die Gesetze wollten auch nicht, daß Verlobungen geschlossen würden, von welchen in langer Zeit kein Erfolg der Fruchtbarkeit zu gewarten war. Daher war keine Verlobung gültig, bey welcher die Ehe in zwey Jahren nicht vollzogen werden konnte. Um die Römer zur Verheyrathung anzutreiben, hatten die Gesetze wider das ehelose Leben empfindliche Strafen ver-

verordnet. Unverheyrathete Personen, die in dem gesetzlichen Alter zu heyrathen waren, konnten weder Testamente machen, noch von andern zu Erben eingesetzet werden. Das unverheyrathete Frauenzimmer war vieler Vorzüge in Ansehung des Schmuckes und der Pracht beraubet, eine Sache, die bey der damaligen großen Verschwendung zu Rom, eine sehr empfindliche Strafe war.

Eben so munterte man die verheyratheten Personen durch ansehnliche Belohnungen auf. Die verehlichten Männer und Weiber hatten überall den Rang und Vorzug vor den Unverehlichten. Die obrigkeitlichen Personen und die Rathsherren selbst nahmen ihren Rang nach der Anzahl der Kinder, und von den zu Statthaltern erwählten Rathsherren konnten diejenigen ihre Provinz sich zuerst erwählen, welche die meisten Kinder hatten, welches gewiß ein wichtiger Vorzug war, da die Provinzen an Größe und Einkünften so sehr verschieden waren. Denjenigen, welche drey Kinder hatten, wurden noch besondere Rechte und Vorzüge zugestanden, welche das jus trium Liberorum hieße, und welche allerdings wichtig gewesen seyn müssen, weil sie von denjenigen, die nicht drey Kinder hatten, so eifrig von den Kaisern als Gnadenbezeugungen ausgebeten wurden.

Diese Gesetze waren an sich selbst sehr weise, und würden gewiß auf die Bevölkerung sehr gute Wirkung gethan haben, wenn man nicht dabey

verabsäumet hätte, daß Uebel in seinen ersten Quellen zu verstopfen. Man räumte nämlich die hauptsächlichsten Hindernisse der Bevölkerung nicht aus dem Wege. Diese waren, wie wir in dem vorhergehenden Hauptstücke gezeiget haben, der allzugroße Luxus, und die großen Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts. Hierwider thaten die ersten Kaiser, ohngeachtet aller Vorstellungen des Senats, keine gesetzliche Vorsehungen, und Augustus sagte im öffentlichen Rath, er wolle seine Frau regieren, und ein jeder solle die Seinige auch regieren.

Daher war es zwar eine unbescheidene, aber keinesweges thörichte Frage, welche ein Rathsherr an den Kaiser ergehen ließ, wie er es denn machte, daß er seine Frau regieren könnte.

Hierzu kam noch, daß die Kaiser das jus trium Liberorum als Gnadenbezeugungen solchen Leuten austheileten, die nicht drey Kinder hatten, und mithin ihren Gesetzen selbst die Kraft benahmen.

Es ist wahr, die Einschränkung des Luxus erwecket nicht allein bey den meisten Unterthanen vielen Verdruß, und hat für viele nichts angenehmes, sondern sie ist auch vielen Gewerben nachtheilig, die sich von der Verschwendung und von der Pracht ihrer Mitbürger ernähren. Allein es läßt sich dem ohngeachtet eine vernünftige Mittelstraße treffen, wodurch dasjenige vermieden wird, was ein Ver-

bot des Luxus für die Gewerbe nachtheiliges nach sich ziehen kann.

Z. E. Es ist fast niemals rathsam, daß Tragen des Goldes und Silbers auf den Kleidern, die Vergulbung der Kutschen, der Spiegel und anderer Geräthschaften zu verbieten, weil dadurch eine große Menge Menschen ihre Nahrung finden, weil dieses zugleich eine Landesmanufactur seyn kann, welche auswärtigen Absatz findet. So viel Goldschläger, Drathzieher, Spinner, Bordenwürker und Klepplerinnen der goldenen und silbernen Spitzen verdienen schon, daß man einigen Betracht vor sie hat, und so viel Menschen nicht ausser Nahrung setzet. Eben diesen Betracht muß man vor alle andere Arten des Luxus haben, wodurch viele Menschen ernähret werden.

Man gönne einem eiteln Narren, daß er sich mit Gold und Silber behänget, und in den Meublen seines Hauses einige Verschwendung sehen läßt. Hierdurch werden Menschen ernähret, weil alle diese äusserlichen und wenig bedeutenden Kennzeichen der Pracht vieler Menschenhände Arbeit erfordern, ehe sie zu Stande gebracht werden. Ein Mann, der durch seine gesunde Vernunft, durch seine Sitten, durch seine Geburt und Würden über andere erhaben ist, wird allemal Mittel finden, sich von diesen eitelen Thoren zu unterscheiden. Ein Englischer Lord wird sein Kleid niemals mit Gold oder Silber behängen. Allein eine mit Edelgesteinen besetzte

Huthschleife unterscheidet ihn allemal von andern eiteln Thoren, deren äusserliche Pracht sich über ihren Stand erhebet. Allein man untersage den Unterthanen alle Arten der Verschwendung, wodurch die Menschen wenig Nahrung finden, und welche der Bevölkerung wenig nachtheilig ist. Hierunter gehöret die Verschwendung im Essen und Trinken, die Verschwendung in Unterhaltung von Kutschen und Pferden und überflüßigen Bedienten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Ein Kaufmann, ein Manufactur- und Fabrikenherr, welcher Kutschpferde und Laqvayen unterhält, welcher die Woche zwey bis dreymal große Gastmahle, Bälle und Concerte giebt, ist allemal ein ausschweifender Narre, den die Gesetze zur gesunden Vernunft bringen müssen. Nichts ist der Bevölkerung so nachtheilig, als die Unterhaltung unnöthiger Pferde. Ein jedes Land, wo Hafer wächst, kann auch Rocken zum Unterhalt der Menschen tragen, und nichts ist der Arbeitsamkeit und den Manufacturen und Fabriken so schädlich, als eine Menge müßiger Laqvayen und anderer unnöthiger Bediente. Das sind allemal so viel Tagediebe, welche entweder der Landarbeit, oder den Manufacturen und Fabriken entzogen, und zu Müßiggängern gemacht werden. Eine überflüßige Verschwendung an Essen und Trinken kann auch keine andere Folge haben, als daß eine Theurung der Victualien im Lande entstehet, oder das Geld für fremde und öfters eingebildete Delicatessen ausser Landes versendet wird.

Eine weise Regierung kann sich hierinnen die Sitten und die Aufführung der Holländer, welche sie ohne Zwang der Gesetze beobachten, zum Muster vorstellen. Diese verständigen Kaufleute, welche wohl wissen, daß der Handel keine Verschwendung vertragen kann, weil die Verschwendung ohne unmäßigen Vortheil nicht bestehen kann, ein übertriebener Vortheil aber die Commercien von dem Lande entfernet, leben in ihrer Haushaltung und Wirthschaft überaus mäßig. Aller beträchtliche Aufwand, den sie machen, bestehet in der Ausmeublirung und Reinigkeit ihrer Häuser, und das ist eben diejenige Art des Luxus, welche dem Nahrungsstande und der Bevölkerung am wenigsten schädlich ist, sondern dieselben vielmehr befördert.

Keine andere Art des Luxus kann auch eine weise Regierung im Lande zulassen, sondern alle andere Arten müssen durch strenge Gesetze und deren genaue Beobachtung verhütet werden.

Nächst dem Luxus hat die Aussteuer des Frauenzimmers einen großen Einfluß in die Bevölkerung. Ja ist selbst ein wirklicher Luxus.

Denn die Aussteuer an Kleidern und Mobilien, und die Ausrichtung der Hochzeit richtet sich allemal nach dem in dem Lande eingeführten Luxus. Die Aussteuer selbst ist ein Zeichen der Pracht und des Vorzuges. Es ist aber gewiß, daß dieser Gegenstand, da er einen so großen Einfluß in die Bevölke-

rung

rung hat, nicht der Willkühr der Unterthanen oder der eingerissenen Mode in der Verschwendung überlassen werden kann, sondern eine große Aufmerksamkeit der Regierung erfordert. Es ist dannenhero nöthig, daß ich diesen Gegenstand durch verschiedene Betrachtungen zu erläutern suche.

Der Einfluß, den die Aussteuer und das Heyrathsgut des Frauenzimmers in die Bevölkerung hat, leuchtet von selbst in die Augen. Wenn die Mannspersonen einmal gewohnt sind, mit ihren Weibern große Aussteuern zu empfangen, so wollen sie sich auf keine andere Art, als mit diesen Vortheil verheyrathen, nnd viele gehen so lange nach einer reichen Mitgift herum, bis sie endlich darüber veraltern, Hagestolze werden nun gar nicht heyrathen. Eben dieser Nachtheil in Ansehung der Bevölkerung zeiget sich auf Seiten des weiblichen Geschlechts. Die meisten Mädchen, welche eine geringe oder gar keine Aussteuer haben, ihre sittlichen und häuslichen Tugenden mögen auch noch so vorzüglich seyn, werden nicht zur Ehe gesuchet, und bleiben unverheyrathet. Die Erfahrung bestätiget dieses genugsam, und es ist gewiß kein Land in Europa, wo nicht der dritte Theil der Weibspersonen als alte Jungfern oder als Geschwächte, und sonst in übeln Ruf stehende Weibsbilder in ledigen Stande stirbt. Die großen Aussteuern des Frauenzimmers haben auch ihren unleugbaren Einfluß in den Luxus und die Verschwendung.

Eine Frau, welche eine große Mitgift hat, will auch in dem Ehestande prächtig unterhalten seyn, und der Mann muß ihr wohl hierinnen nachgeben, wenn er nicht tausend Vorwürfen, Zänkereyen und Verdrüßlichkeiten ausgesetzet seyn will.

Diese Betrachtungen haben den weisesten Regierungen so wichtig geschienen, daß sie die Aussteuer des Frauenzimmers niemals der Willkühr der Bürger überlassen, sondern ihre Größe durch die Gesetze bestimmet haben.

In Athen und andern Griechischen Republiken waren die Bürger in gewisse Classen vertheilet, und vor eine jede Classe war eine sehr mäßige Summe zum Heyrathsgut festgesetzet, welches man einer Tochter mitgeben durfte. Diese Einrichtung hatte auch allen erwünschten Erfolg. Es blieben sehr wenig Mannspersonen und Frauenzimmer unverheyrathet, und da die Mannspersonen nicht nach Reichthum heyrathen konnten, so wählten sie nach Schönheit, Tugenden und guten Sitten. Die Gesetze waren auch so besorgt, daß es keinem Mädchen an der mäßigen Summe des Heyrathsguts fehlen möchte, daß sie bey der Armuth der Aeltern die nächsten Anverwandten nach dem Grade der Anverwandtschaft zu dieser Aussteuer verbanden.

Wenn ein Staat in Europa, in Ansehung der Aussteuer des weiblichen Geschlechts, eine ähnliche

Entrichtung erwählen wollte, so würde er darinnen nicht allein ein kräftiges Mittel wider die Ueppigkeit, sondern auch ein wirksames Beförderungsmittel der Bevölkerung finden.

Nimmt man dem weiblichen Geschlechte, den Unterschied ihres Heyrathsgutes hinweg, so entziehet man ihnen ihren vornehmsten Grund zur Eitelkeit, zur Verschwendung und zur Herrschsucht. Sie werden nicht verlangen können, prächtig unterhalten zu werden, und da der hauptsächlichste Grund ihres Hochmuths hinweg fällt, so werden sie gegen ihre Männer viel gelehriger und bescheidner seyn, folglich werden auch die Ehen friedlicher und glücklicher werden. Die Bevölkerung aber muß aus einer solchen Einrichtung den größten Vortheil ziehen. Das Frauenzimmer wird ohne Betracht des Vermögens zur Ehe gesuchet werden, und es werden wenig im ledigen Stande veraltern. Die Mannspersonen werden in der Bemühung, eine reiche Heyrath zu finden, nicht zu Hagestolzen werden, weil sie bey allen Mädchen nur eine gleiche Aussteuer zu hoffen haben, und wenn die Gesetze wider Verschwendung und die unordentliche Lebensart des weiblichen Geschlechts wirksam genug sind, so wird sie keine Abneigung gegen den Ehestand von der Heyrath zurück halten.

Ich habe in den erstern Hauptstücken aus physicalischen Gründen genugsam erwiesen, wie sehr es der Bevölkerung zuträglich seyn, wenn die Mädchen

chen bald nach ihrem funfzehnten Jahre verheyrathet werden.

Dieser Erfolg kann nicht anders als durch weise Gesetze bewirket werden. Allein diese Gesetze können nicht gerade zu verordnen, daß dieses geschehen soll. Die Aeltern würden allemal die gültige Ausflucht haben, daß sich gar keine, oder doch keine anständige Parthie vor ihre Tochter gefunden hätte. Der Gesetzgeber muß also durch einigen Umschweif zu seinen Endzweck zu gelangen wissen. Folgende Wege würden meines Erachtens darzu dienlich seyn.

Man siehet nicht, warum dasjenige nicht allein ein Religionsgesetz, sondern auch ein bürgerliches Gesetz seyn könnte, was der allerweiseste Gesetzgeber bey den Jüden verordnet hatte, nämlich daß den Morgen nach der Brautnacht die Kennzeichen der Jungferschaft öffentlich vorgezeiget werden mußten.

Wir sind überhaupt wenig mehr, als blos dem Munde nach, Christen. Wenn wir es in der That wären, so würden wir vor alles, was Gott selbst in der Jüdischen Republik verordnet und eingerichtet hatte, eine große Ehrerbietung haben. Die allervernünftigste Auslegung der Bibel erfordert es ohnedem, daß wir den in dem alten Testament geoffenbarten Willen Gottes noch immer als Religionsgesetze ansehen, in so fern derselbe in dem

Neuen

Neuen Testament nicht ausdrücklich widerrufen und abgeändert ist.

Es ist wahr, die meisten Gesetze, so in den fünf Büchern Mosis enthalten sind, können nur vor Ceremoniel- und bürgerliche Gesetze des jüdischen Volks angesehen werden, welche diesem Volke insbesondere und nicht allgemein allen Völkern gegeben sind. Allein, wenn wir doch einmal von der Göttlichkeit des Gesetzgebers, und von seiner unendlichen Weisheit überzeuget sind, so sollten wir billig dasjenige, was er einem besondern Volke anbefohlen hat, mit der allertiefsten Ehrfurcht betrachten, und in unsern bürgerlichen Verfassungen und Einrichtungen aus diesen Gesetzen alles dasjenige anwenden, was unsern Zeiten und Beschaffenheiten nicht offenbar widerstreitet.

Es ist aber gewiß, daß dieses Gesetz nicht allein die Unschuld und Reinigkeit in den Sitten, sondern auch die Bevölkerung und Vermehrung der Menschen, und mithin die Wohlfahrt des Staats gar sehr befördert. Wenn die Mädchen wissen, daß von ihrer Unschuld bey ihrer Verheyrathung eine solche öffentliche Probe gefordert wird, daß sie in deren Ermangelung nicht allein mit einer unauslöschlichen Schande und Verachtung, sondern auch mit der härtesten Strafe beleget werden, so werden sie sich wohl hüten, sich der geringsten Ausschweifung in der Liebe zu überlassen, und die Bewahrung ihrer Unschuld wird die größte Vorsorge ihres Lebens

seyn.

seyn. Die Aeltern selbst, welche ein so grosses Unglück an ihren Töchtern auf alle ersinnliche Art zu verhüten suchen werden, werden nicht allein auf die Aufführung derselben die größte Aufmerksamkeit haben, sondern auch alles anwenden, daß sie dieselben zeitig verheyrathen, damit sie einer so großen Sorge entlediget, und die Kennzeichen der Jungferschaft nicht zweifelhaftig werden. Diese frühzeitige Verheyrathung der Mädchen aber ist es eben, was der Bevölkerung so sehr zuträglich ist, wie ich in den erstern Hauptstücken mit genugsamen Gründen erwiesen habe.

Es ist wahr, es können bey diesen Kennzeichen der Jungferschaft allerley Betrügereyen vorgehen. Allein die Gesetze und die Gebräuche bey den Hochzeiten müssen so weislich eingerichtet werden, daß man die Möglichkeit solcher Betrügereyen verhindert. Die Braut muß von allen bey der Hochzeit anwesenden Weibern in die Brautkammer begleitet, daselbst entkleidet und mit dem Brauthemde angezogen werden, welches mit besondern Ceremonien zu überbringen ist. Das Brautlacken muß gleichfalls in Gegenwart dieser Weiber über das Bette mit besondern Ceremonien gebreitet, die Braut in dasselbe geleget und sodann der Bräutigam zu derselben eingeführet werden, damit die Braut währender Zeit nicht allein, und ihr Raum gelassen werde, irgend eine Betrügerey zu spielen. Alle diese Vorsichten müssen unter den Ceremonien und Feyerlich-

keiten der Hochzeit verstecket werden, die gewiß nicht unnütze sind, und bey allen Völkern statt finden, die keine niederträchtige Unempfindlichkeit gegen die Unschuld der Mädchen haben.

Aus diesem Grunde entstehen die großen Ceremonien und Feyerlichkeiten der Chineser bey ihren Hochzeiten, der Jüden zu geschweigen, und unsere alten Vorfahren, so lange die Unschuld und Reinigkeit der Sitten daurete, unterließen dieselbe gleichfalls nicht. Allein seit dem die Französische Frechheit der Sitten ganz Europa angestecket hat, so läßt man die Neuvermählten in der Stille zusammen kriechen, aus Furcht, daß einige Ceremonien eine unangenehme Entdeckung verursachen würden, die gewiß nur allzuhäufig vorfallen dürften.

Aus eben diesem Grunde sollte es durch die Sitten eingeführet werden, daß keine Hochzeit in dem Neumond und ersten Viertel angestellet würde, damit das Blut der monatlichen Reinigung nicht statt des Kennzeichens der Jungferschaft dienen kann. So wenig man auch heut zu Tage den Mond einen Einfluß in die thierischen Körper und in die Pflanzengewächse zugestehen will, so ist doch dessen Einfluß in die monatliche Reinigung der Weiber ganz unläugbar.

Wenn die monatliche Reinigung sich in keiner Unordnung befindet, so bekommen Mädchen von

vier=

vierzehn bis achtzehn Jahren solche in dem Neumond, Frauenzimmer von achtzehn bis sechs und zwanzig Jahren in dem ersten Viertel, Weiber von sieben und zwanzig bis fünf und dreyßig Jahren in dem vollen Mond, und die ältern Weiber bis funfzig Jahren in dem letzten Viertel. Dieses hat eine allgemeine und allezeit richtig befundene Erfahrung bestätiget. Ein jedes Mädchen also, welches sich ihrer Unschuld bewußt ist, oder wenn sie keine Kenntniß von diesen Umständen hat, ihre Aeltern sollten niemals eine Hochzeit zu einer solchen Zeit anstellen, wenn der Bräutigam zweifelhaftig seyn kann, ob das sich zeigende Blut von der monatlichen Reinigung oder von der Jungferschaft herrühret.

Ich weiß auch, daß viele vernünftige Aeltern diese Vorsicht beobachten, und zwar nicht allein aus dieser, sondern noch aus einer andern Ursache. Zur Zeit der monatlichen Reinigung, sind nämlich die Geburtsglieder erweitert und der Weg leicht zu eröfnen, daher manche Braut bey dem Bräutigam in den Verdacht der verlohrnen Unschuld gefallen ist, die es vielleicht nicht verdienet hat, wenn die Aeltern aus Einfalt oder Unwissenheit auf die Zeit der anzusetzenden Hochzeit keine Ueberlegung verwendet haben.

Ich sehe ja gleich zum Voraus, daß sich eine Menge finden werden, welche diesen Gedanken überhaupt entgegen setzen, daß diese Probe der Jungferschaft

schaft nicht allgemein sey, vielleicht bey den wenigsten Jungfern statt finde, und mithin nicht zum Grunde der Gesetze genommen werden könne.

Denn so weit haben es unsere verderbten und ausschweifenden Zeiten gebracht, daß wir nicht einmal ein wesentliches Kennzeichen der Jungferschaft zugestehen wollen, und unsere Herren Aerzte und Naturforscher sind gegen die Ausschweifungen der Zeiten so gefällig gewesen, daß sie eine Menge Zweifel aufgeworfen haben, wodurch diese Probe der Jungferschaft vernichtet und ungültig gemacht werden soll. Allemal, wenn ich dergleichen Geschwätze gelesen habe, bin ich versuchet worden, auszurufen: Herr Autor! er mag verehlicht oder unverehlicht seyn, so hat er gewiß nie eine Jungfer genossen, am allerwenigsten aber hat er der Anatomie eines ungezweifelt unschuldigen Mädchens beygewohnet. Die sogenannte Blume ist gewiß bey allen Mädchen anzutreffen, den sie nicht durch den Beyschlaf, durch die Kützelung mit dem Finger, oder durch einen Zufall zerrissen worden, und diese Zerreissung kann niemals geschehen, daß nicht etwas Blut erfolget, obgleich dasselbe bey einigen nur wenig, bey andern aber stärker fließet, indessen erfolget doch allemal so viel, daß das Merkzeichen davon in dem Hemde oder Betttuche zu sehen ist.

Ueberhaupt ist es eine ziemlich unverschämte Dreistigkeit, wenn man etwas leugnet, was alle

Völker des Erdbodens als richtig und unstreitig erkannt haben, ja was noch mehr ist, welches Gott selbst in der Bibel als eine Wahrheit festgesetzet, und sich als ein Gesetzgeber darauf gegründet hat. Sollte man sich wohl einen Augenblick vorstellen können, daß ein unendlich weises und gerechtes Wesen, wenn es einem Volke Gesetze giebt, sich auf eine nicht allgemeine und ungewisse Probe gründen, und so gar die Todesstrafe darauf ankommen lassen sollte, wenn di Sache in der That nicht allgemein und gewiß wäre.

Nein, solche verwegene Gedanken können mir von dem höchsten Wesen nicht einfallen. Wollte man aber sagen, daß diese Probe nur allein bey den jüdischen Mädchen, vermöge ihrer besondern Natur und Landesart allgemein und gewiß gewesen wäre, so ist dieses ein sehr lächerlicher Einwand. Die Beschaffenheit des Landes kann keine besondere Bildung in den Theilen des menschlichen Körpers verursachen, und überdieß haben ja viele Völker in Europa, und selbst die alten Deutschen in dem mittlern Zeitalter die Richtigkeit und Allgemeinheit dieser Probe erkannt, bis sie von unsern ausschweifenden Zeiten, denen sie freylich nicht angenehm seyn konnte, in Zweifel gezogen worden.

Solche Gesetze und Einrichtungen würden zwar die Aeltern ohnedem bewegen, vor die frühzeitige Verheyrathung ihrer Töchter besorgt zu seyn. Allein

 um

um dieselbe desto mehr zu befördern, würde es allerdings rathsam seyn, durch Belohnungen zu frühzeitiger Verheyrathung der Mädchen aufzumuntern. Einer Mannsperson, welcher ein Mädchen von funfzehn Jahren heyrathete, sollte man eine sechsjährige Befreyung von allen persönlichen Abgaben angedeyen lassen. Demjenigen, so ein Mädchen von sechzehn Jahren heyrathete, eine vierjährige Befreyung, und von siebzehn Jahren eine zweyjährige Entbindung von dergleichen Abgaben. Dieses würde gewiß seine gute Wirkung zeigen, zumahl wenn die Unschuld und Reinigkeit der Sitten wieder hergestellet, und es einer Mannsperson zur wirklichen Schande angerechnet würde, eine Frauensperson zu heyrathen, deren Ruf nur einigermaßen zweifelhaftig wäre. Die Mannspersonen würden alsdenn von selbst darauf bedacht seyn, sich mit jungen Mädchen zu verbinden, die noch nicht Zeit gehabt hätten, durch Umgang mit Mannspersonen einen Verdacht wider ihre Unschuld zu erregen.

Allein, wenn man einmal wirksame Gesetze einführen will, um die Unterthanen zu bewegen, durch Erzeugung vieler Kinder die Bevölkerung zu befördern, so muß man auch davor sorgen, daß eine Menge von Kindern den Aeltern nicht zur Last sind, und die Gesetze müssen denjenigen, welche viele Kinder haben, wesentliche Vortheile und Belohnungen angedeyen lassen.

Das

Das wenigste, was die Gesetze zu diesem Endzweck thun können, ist, daß sie einen Vater, der sechs lebende Kinder hat, eine gänzliche Befreyung von allen Abgaben angedeyen lassen. Ein Vater aber, der acht, zehn, zwölf und mehr Kinder hat, muß nach Maßgebung derselben eine Pension von dem Staate erhalten, welche bey der geringsten Classe der Menschen sich wenigstens auf eins, zwey bis drey hundert Thalern erstrecken muß, bey den von höhern Stande aber Verhältnißmäßig nach Beschaffenheit ihrer Würde einzurichten ist. Diese Gnadengehalte können einem Staate nicht sehr zur Last fallen. Man setze, daß in einem großen Staate zwey hundert Hausväter sind, welche acht und mehr Kinder haben, und das wird gewiß alles seyn, was man annehmen kann, man nehme einen mittlern Gehalt von zwey hundert Thalern vor jede Familie an, so wird der ganze Aufwand des Staats auf diesen Artikel nicht mehr als zwanzig tausend Thaler jährlich betragen, und das vielleicht in dem höchsten Falle. Wenn aber eine Regierung nicht so viel auf die Bevölkerung wenden wollte, deren großen Einfluß in die Macht und Glückseligkeit eines Staats auch ein mittelmäßiger Verstand einsehen muß; so würde sie schwerlich würdig seyn, vernünftige Menschen zu beherrschen, zumal, da vielleicht keine Regierung ist, der man nicht eine Menge unnützen Aufwand zeigen kann.

Der König Ludwig der Vierzehnte, von Frankreich, der alle seine Handlungen, nicht von der Begierde, sein Volk glücklich zu machen, sondern von einer eitlen Ruhmsucht leiten ließ, wollte wenigstens den Schein haben, daß er die Grundsätze einer guten und weisen Regierung beobachtete, zumahl zu den Zeiten Colberts, der die guten Grundsätze kannte, und seinen Herrn beständig davon unterhielt. Dieser Monarch wollte also auch den Schein haben, daß er etwas zur Beförderung der Bevölkerung thäte. Er machte demnach ein Gesetz, daß ein Vater, der acht und mehr lebendige Kinder hätte, jährlich drey hundert Livres, das ist noch nicht hundert Thaler Gnadengehalt empfangen sollte. Da die Menge der Kinder in Frankreich seltener ist, als in den nördlichen Theile von Europa, da dieser Gnadengehalt vor so viele Kinder und den daraus entspringenden großen Vortheil vor die Bevölkerung überaus klein war, so siehet man leicht, daß dieses Gesetz eine bloße Prahlerey war, wodurch er sich weiter nichts, als den äusserlichen Anschein eines weisen Monarchen geben wollte.

Indessen wäre es zu wünschen, daß andere Monarchen sich nur aus der Triebfeder der Ruhmsucht bewegen ließen, dergleichen Gesetze zu Beförderung der Bevölkerung zu machen. Allein die Geschichte von ganz Europa hat seit zwey hundert Jahren kein einziges Beyspiel aufzuweisen, daß ein

Fürst

Fürst sich nur den Schein hätte geben wollen, in diesem Punct etwas vor die Bevölkerung zu thun.

Die Griechischen Republiken hatten aus allzugroßer Begierde zur Freyheit, und aus Unwissenheit des wahren Rechts der Natur den Hausvätern verschiedene Gerechtsame zugestanden, die wir heutiges Tages nur mit Schrecken und Abscheu betrachten.

Sie sahen einen jeden Hausvater als unumschränkten Souverain seines Hauses an, und in den Democratien, wo ein jeder Bürger zugleich Souverain und auch Unterthan war, war dieser Betracht eben nicht sehr ungereimt. Souverain war er als Regierer seines Hauses, und als ein Mitglied eines freyen Staats, welches durch seine Stimme an der Regierung und obersten Gewalt wirksamen Antheil hatte, Unterthan aber war er, weil er die Gesetze befolgen mußte, die er in der Versammlung eines freyen Volkes hatte machen helfen. Nach diesem Betracht eines Souverains hatte also ein jeder Hausvater das Recht über Leben und Tod, über seine Kinder und Hausgesinde, und es beruhete in seiner Willkühr, wen er in seinem Hause dulden wollte oder nicht. Vermöge dieses Rechts, war ein Hausvater befugt, sein neugebornes Kind, wenn er deren zu viel zu haben glaubte, entweder umzubringen, oder auf die Straße auszusetzen, und solches

der Barmherzigkeit der Vorübergehenden zu überlassen. Selbst Plato, der weise Plato, billiget solche grausamen Gesetze. Allein so bald die Republik an Volke Mangel zu leiden glaubte, so wurde dieses Recht der Hausväter so lange aufgehoben, und weder die Umbringung der neugebornen Kinder, noch ihre Aussetzung erlaubt, bis der Staat wieder genugsam bevölkert war. Diese Grundsätze entstanden aus der irrigen Meinung, die fast alle Griechischen Republiken hatten, und wovon ich schon oben geredet habe, nämlich, daß ein glücklicher Staat nur eine bestimmte Anzahl von Bürgern erforderte, und daß mithin die Bevölkerung nur auf einen gewissen Punct steigen durfte. Allein unsere Europäischen Staaten, ohngeachtet sie genugsam überzeuget sind, daß ein Land nie zu viel Volk haben kann, sind in gewissen Betracht viel härter als diese Griechischen Republiken. Sie überlassen es den ungefähren Schicksalen, ob eine große Menge Kinder in einem Hause vor Elend und Hunger umkommen werden oder nicht.

Bey einer solchen Sorglosigkeit der Regierungen, wenn man anders bey einer sehr großen Härte einen sehr gelinden Ausdruck gebrauchen will, ist es gar kein Wunder, daß es heut zu Tage eine Menge Aeltern in der Welt giebt, welche durch allerley Künste die Zeugung zu verhindern suchen, ohne der Ausübung ihrer Wollust dabey Abbruch zu

thun.

thun. Man schämet sich dieser schändlichen und in allem Betracht erschrecklichen Künste so wenig, daß man in starken Gesellschaften öffentlich davon redet.

Ich muß gestehen, daß mir dergleichen zwar verblümte, aber gar nicht undeutliche Redensarten anfangs böhmische Dörfer zu seyn schienen, weil ich mir eine solche Gottlosigkeit gar nicht vorstellen konnte, bis ich mir dergleichen Redensarten von vertrauten Freunden erklären ließ. Der unendlich gerechte Schöpfer, welcher die Sünde Onans so hart bestrafte, muß allerdings eine jede mit Vorsatz geschehene unnütze Verschüttung des Saamens, es mag solche von dem Manne allein herrühren, oder beyde Aeltern daran Theil nehmen, mit eben den Augen betrachten, als er die That des Onans ansahe. Indessen glaube ich, daß er diese Sünde am meisten den Regierungen zurechnen wird. Wenn der eingerissene Luxus diejenigen mit einer Art der Verachtung ansiehet, welche wegen der Menge ihrer Kinder die zur Mode gewordenen Verschwendungen und prächtigen Lebensarten nicht mitmachen können. Wenn die Regierung denjenigen gar keine Vortheile angedeyen läßt, welche der Bevölkerung, dieser so wichtigen Sache für den Staat, so nützlich sind: so werden die Menschen gleichsam wider ihren Willen genöthiget, auf solche unnatürliche Künste zu verfallen.

Es

Es ist sehr hart, in Verachtung zu leben, und noch schmerzlicher ist es, seine Kinder vor Elend umkommen zu sehen, und ihnen keine ihrem Stande gemäße Erziehung geben zu können. Die Regierung, welche den Staat allemal nach ihrem Gefallen bilden kann, und darzu alle Macht in Händen hat, würde den Luxus sehr leicht Schranken setzen, und diejenigen auf die obgedachte Art belohnen können, welche mit allzuvielen Kindern gesegnet sind. Wenn sie es also unterläßt, so ist sie die ursprüngliche Ursache der Sünde und der Entvölkerung, welche dadurch veranlasset werden.

Ueberhaupt kommt es in der großen Bevölkerung eines Landes hauptsächlich darauf an, daß man die Ursachen der Entvölkerung und die Hindernisse, welche der Bevölkerung entgegen stehen, aus dem Wege räumet. Diese Hindernisse werden größtentheils durch eine üble Einrichtung der Regierung veranlasset. Wenn man sich eine neue Colonie vorstellet, die keine andere Regierung als die Democratie hat, so kann man leicht zeigen, daß sich die Menschen unglaublich vermehren.

Die zu der Colonie gehörigen Familien bauen so viel Land an, als sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, ihre Kinder verheyrathen sich, so bald sie den Trieb dazu empfinden, und sehen keine Hindernisse vor sich, weil sie weiter nichts nöthig haben, als zu ihrem Unterhalte Land anzubauen. Auf diese Art gehet

die Bevölkerung schleunig fort. Die Regierung kann ihnen durch ihre Herrschsucht und übelgewählten Maaßregeln keine Hindernisse in Weg legen, weil die gemeinschaftlichen Angelegenheiten lediglich von der Berathschlagung der versammleten Hausväter abhängen, und man kann fast allemal versichert seyn, daß sie die besten Mittel zu ihrer Wohlfahrt erwählen werden. Denn niemand kennet ihren Zustand besser als sie selbst, und die bloße Empfindung lehret ihnen schon, was ihnen nützlich ist oder nicht.

Auf diese Art kann man leicht einsehen, warum die Colonien der alten Griechen einen so schleunigen Fortgang hatten. Sie bevölkerten die Seeküsten von Italien und Kleinasien, die Insel Sicilien und so viele andere Inseln des Mittelländischen Meeres, ja es war in Asien und Africa fast keine zur Schiffahrt bequeme Seeküste, wo sich nicht Griechische Colonien angeleget befanden. Allein alle diese Colonien regierten sich democratisch, weil sie zu Hause keiner andern Regierungsform gewohnt waren, und das war die Hauptursache ihres schleunigen Wachsthums in der Bevölkerung.

Hieraus scheinet nun allerdings zu folgen, daß die freyen Republiken zu einer großen Bevölkerung vielmehr geschickt sind, als die Monarchien, und dieses hat auch wirklich die Erfahrung in allen

Zeitaltern gezeiget. Die Ursache ist, weil die Monarchien der Bevölkerung so viel Hindernisse in den Weg legen. Der Luxus ist von den Monarchien fast gar nicht zu trennen, weil das Beyspiel des Monarchen, seiner Günstlinge und Minister alle übrige Unterthanen gar zu sehr darzu anreizet, und ich habe oben genugsam gezeiget, wie sehr ein uneingeschränkter Luxus der Bevölkerung nachtheilig ist. Ein Monarch, welcher den Luxus aus seinen Staaten verbannen, oder dergestalt einschränken wollte, wie es die Beförderung der Bevölkerung erfordert, müßte nicht allein sehr weise, sondern auch in seinen Grundsätzen und Maaßregeln überaus standhaft seyn, und das ist es eben, was den Monarchien fehlet. Die meisten Monarchen regieren nicht nach wohl überlegten und festgesetzten Grundsätzen, sondern blos nach ihren Leidenschaften. Es ist wahr, ein weiser und gesetzter Monarch kann so wohl in der Bevölkerung, als in andern Anstalten zur Wohlfahrt seiner Unterthanen Wunderdinge ausrichten. Allein dergleichen Monarchen sind überaus selten, und eine nachfolgende üble Regierung reisset alles wieder ein, was die vorhergehende Gutes gewirket hat.

Daher kommt es also, daß die Monarchien zu einer großen Bevölkerung so wenig geschickt sind.

Heut zu Tage sind alle Monarchien von einer hitzigen Begierde eingenommen, die Commercien in ihren Landen groß und blühend zu machen.

Ich zweifele, daß es einer einzigen Monarchie hierinnen vollkommen gelingen wird. Frankreich, insonderheit zu Colberts Zeiten, hat zu dem Ende gewiß die klügsten Maaßregeln ergriffen. Allein der Fortgang ist doch nur sehr mittelmäßig gewesen. Die Französischen Commercien haben weder damals, noch in den folgenden Zeiten bis jetzo bey weiten nicht die Größe des Holländischen Handels erreichet, und wenn man den Umfang von Frankreich gegen die vereinigten Provinzen rechnet, so sind die Commercien einer Französischen Provinz kaum von der Wichtigkeit, als der Handel in einer ansehnlichen holländischen Stadt. Diese Begierde zu den Commercien hat fast in allen Monarchien die Folge, daß man weniger Aufmerksamkeit auf den Ackerbau und die Cultur des Bodens richtet, und dieses ist doch gleichwohl das hauptsächlichste Mittel, in den Monarchien eine große Bevölkerung zu bewirken. Eine Monarchie, die ihren wahren Vortheil verstünde, sollte die Begierde nach großen Commercien den freyen Republiken überlassen, wo eigentlich der natürliche Boden ist, auf welchem sie wachsen und blühen, sie sollte davor ihr hauptsächliches Augenmerk auf die Cultur des Bodens richten, und ihren Unterthanen einen beständigen Frieden zu erhal-

erhalten suchen, damit sie nicht genöthiget wäre, den Ackerbau mit großen Abgaben zu beschweren, so würde man sehen, was für eine unglaubliche Menge Volks in einer solchen Monarchie entstehen würde.

Mit der Menge des Volks würden auch die Manufacturen und Fabriken zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Landes gleichsam von sich selbst entstehen, und eine Monarchie, welche einen wohl cultivirten Boden hat, alle Güter zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens selbst hervor bringet und bearbeitet, damit sie den Ausfluß des Geldes verhindert, und dabey mit einer großen Bevölkerung versehen ist, hat alles, was sie zu ihrer Macht, Größe und Glückseligkeit nöthig hat, ohne daß sie blühende Commercien in entlegenen Weltgegenden bedarf, wodurch nur eine Menge Volkes ausgeführet, und zur Auswanderung Gelegenheit gegeben wird.

Ich glaube so gar, daß eine Monarchie am glücklichsten ist, wenn sie so wenig Umgang als möglich mit andern Nationen hat. Der Unterthan in der Monarchie schätzet sich nur so lange vor glücklich, als er keine andern Regierungsformen, und mithin seine Sclaverey nicht kennet. Je weniger Umgang das Volk in der Monarchie mit andern Völkern hat, desto mehr ist der Monarch auch Herr über die Sitten seiner Unterthanen, und er kann sie bilden, wie er es dem Vortheil des Staats und der Bevölkerung vor zuträglich erachtet. Ich habe aber in den vorhergehenden Haupt-

Hauptstücken hin und wieder gezeiget, daß die Sitten allerdings einen großen Einfluß in die Bevölkerung haben, insonderheit in Ansehung des weiblichen Geschlechts.

Wenn aber der Umgang mit andern Völkern groß ist, so lassen sich die Sitten schwerlich abändern. Das Volk empfindet seine Knechtschaft desto schmerzlicher, wenn man es nöthigen will, auf andere Art zu leben, als die Lebensart anderer Völker ist. Zwey oder drey Häven reichen zu, allen Ueberfluß an Gütern und Waaren auszuführen, und man muß den Fremden, die sie abholen, dabey so wenig Umgang als möglich mit den Unterthanen gestatten.

Die Ursache, warum die Europäischen Monarchien so sehr für große Commercien eingenommen sind, kommt hauptsächlich darauf an, daß sie sich durch die dadurch zu erwerbenden Reichthümer einen desto größern Einfluß in die Europäischen Angelegenheiten verschaffen wollen. Allein diese Ursache ist sehr eitel, und verursachet so gar eine wirkliche Schwäche des Reiches. Dieser Einfluß ziehet natürlicher Weise öftere Kriege nach sich, und die auswärtigen Commercien sind es alsdenn hauptsächlich, welche das Reich schwach machen. Die Erfahrung hat dieses an Frankreich genugsam gelehret. Bey einem jeden Kriege haben die Seemächte ihre erste Absicht dahin gerichtet, die Französischen Commercien zu ruiniren, und hierinnen kann ein jeder Feind leicht zum Zweck kommen. Der Ruin der Com-

mercien hat die Bankerouts der großen Kaufleute nach sich gezogen, eine unzählige Menge andrer Falliments ist die Folge davon gewesen, und ein allgemeiner Mißcredit hat den Nahrungsstand gehemmet.

Dieser Mißcredit und der Mangel der Ausfuhre der Waaren bey den ruinirten Commercien hat unzählige Manufactur- und Fabrikenarbeiter ausser Brod gesetzet.

Das Geschrey über ihr Elend hat den Hof und den ganzen Staat rühren müssen. Gemeiniglich ist eine Hungersnoth darzu gekommen, weil die Regierung alle Aufmerksamkeit auf die Commercien und Manufacturen, und desto weniger auf den Ackerbau gerichtet hat, wie denn beyderley Vorsorgen schwerlich in einerley Grade bey einander bestehen können; denn der große Gewinn des Handels wird allemal den Ackerbau in Verachtung bringen. Auf diese Art ist es geschehen, daß Ludwig der Vierzehnte, der in den ersten funfzig Jahren seiner Regierung durchaus siegreich war, von allen seinen Siegen und Eroberungen wenig Vortheil zog, sondern durch die elenden Umstände seines Volks genöthiget wurde, die Friedensschlüsse theils zu erbetteln, theils durch allerley wenig rühmliche Kunstgriffe auszuwirken, und in den ersten Aachischen, in den Nimwegischen und Ryswickischen Friedensschlüssen fast alle seine Eroberungen wieder herauszugeben.

Lasset uns aber diesen Ludwig den Vierzehnten in den Umständen betrachten, worinnen nach unsern

Grundsätzen eine Monarchie seyn muß, so würde der Erfolg von seinen großen Siegen ganz anders gewesen seyn. Lasset uns annehmen, daß der Boden von Frankreich vortreflich cultiviret gewesen wäre, daß dieses Reich eine große Bevölkerung gehabt hätte, daß es mit blühenden Manufacturen und Fabriken versehen gewesen wäre, nicht zu dem auswärtigen Handel, sondern zu dem großen innern Verbrauch und Consumtion, die eine große Bevölkerung allemal nach sich ziehet, indem sie einen lebhaftigen Umlauf des Geldes und der Güter verursachet. Lasset uns ferner annehmen, daß Frankreich keinen andern auswärtigen Handel gehabt hätte, als daß die Fremden in zwey oder drey Häven dessen durchaus entbehrlichen Ueberfluß abgeholet hätten, so würden die allergrößten Folgen aus den unzähligen Siegen und Eroberungen in den ersten funfzig Regierungsjahren Ludwigs des Vierzehnten entstanden seyn. Die Seemächte konnten Frankreichs Commercien nicht ruiniren, weil es keine hatte. Die Gefahr, den Französischen Ueberfluß abzuholen, fiel auf andere Nationen, und wagte es nicht die eine, so that es gewiß die andere. Der Krieg hatte also in Frankreich selbst nicht die mindesten nachtheiligen Folgen.

Die Cultur des Landes, die Manufacturen und der ganze Nahrungsstand blieben in ihrem Flor. Eine dreyfache Reihe von den stärksten Festungen sicherten dieses Reich vor allem feindlichen Einbruch, wenn sich auch ganz Europa wider dasselbe verbun-

den hätte. Dessen Seestädte hatten von den Flotten der Seemächte eben so wenig zu befürchten. Die Versuche, die man gemacht hat, diese Seestädte zu bombardiren, und durch die sogenannten höllischen Maschinen zu ruiniren, hatten so wenig Wirkung, daß die Engelländer selbst gestanden haben, diese Sache käme eben so heraus, als wenn man jemand die Fenster mit Guineen und Louis d'Or einschmeissen wollte, und diese Vergleichung war in der That richtig, in Ansehung der erstaunlichen Summen, welche diese Unternehmungen den Seemächten kosteten, und des geringen Schadens, welcher dadurch Frankreich verursachet wurde.

Es ist wahr, Frankreich, wenn es keine Seemacht hatte, konnte den Engelländern keinen Schaden zufügen, allein die Engelländer konnten Frankreich eben so wenig Nachtheil verursachen; Holland aber mußte unter der Französischen Obermacht zu Lande allemal erliegen. Diese und die andern Prinzen des festen Landes, die wider Frankreich Krieg führeten, mußten also auch die Engelländer endlich nöthigen, die Gesetze des Friedens von Frankreich anzunehmen.

Frankreich wäre also in dem Zustande, den wir hier voraus setzen, seiner Obermacht zu Lande allemal gewiß gewesen, und der ganze südliche Theil von Europa benebst Deutschland hätten sich den Willen von Frankreich gemäß bezeigen müssen.

Dieser Erfolg lieget klar vor Augen, und niemand kann leugnen, daß er nicht unermeßlich glücklicher gewesen wäre, als da Frankreich durch die Folgen seiner mittelmäßigen Commercien genöthiget wurde, alle Früchte seiner Siege aufzugeben, und sich von seinen Feinden die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen.

Diese Betrachtungen sind keine leeren Muthmassungen. Es sind richtige und unleugbare Folgen, die aus der Natur der Sache entstehen, und ein jedes mächtiges Reich, das eine große Bevölkerung und einen blühenden Nahrungsstand hat, welcher sich nicht auf auswärtige Commercien, sondern auf die große innerliche Consumtion gründet, wird sich eben eines solchen Erfolgs zu versprechen haben.

Es ist wahr, ein solches Reich, weil es keine Commercien, und folglich auch keine Seemacht hat, wird in den entfernten Theilen von Europa in die Staatsangelegenheiten wenig Einfluß haben.

Allein es wird allemal eine vollkommene Obermacht über seine Nachbarn zu Lande behaupten, und das kann einem jeden Reiche sowohl zu seiner Wohlfahrt als zu seiner Ehre genug seyn.

Der eitele Kützel, sich vermöge der Seemacht in die Angelegenheiten entfernter Reiche einzumischen, muß gemeiniglich von dem Volke sehr theuer bezahlet werden. Die unermeßlichen Schulden der Engelländer und Holländer entspringen fast lediglich aus dieser Quelle.

Ich leugne nicht, daß die Meinung, die ich hier behaupte, vielen paradox vorkommen wird, weil sie den gewöhnlichen und fast allgemein als richtig angenommenen Sätzen gerade widerstreitet.

Allein allgemein angenommene Sätze sind deshalb noch keine unstreitige Wahrheiten. Die Gründe, die ich hier angeführet habe, und deren noch viel andere vorhanden sind, beweisen genugsam, daß die Welt zeither bey dieser Meinung in Irrthum gewesen ist.

Wenn eine Monarchie sich auf keine auswärtige Commercien befleißiget, so handelt sie vollkommen ihrer Natur gemäß. Die Ehrbegierde ist die Seele und hauptsächlichste Triebfeder der Monarchien. Allein wenn sie blühende Commercien erlangen will, so muß sie diese Triebfeder, wo nicht gänzlich vernichten, doch sehr schwächen, weil der Eigennutz die hauptsächlichste Triebfeder des auswärtigen Handels ist.

Die Sachen werden also mehr in ihrer Ordnung seyn, und der Natur gemäß gehen, wenn die Monarchien den Activhandel den freyen Republiken und andern freyen Völkern überlassen, wo er eigentlich zu Hause gehöret, wo die Triebfedern des Staats damit übereinstimmen, und wo er folglich den recht gedeylichen Boden findet, sich selbst aber hauptsächlich auf eine große Bevölkerung und die daraus entstehenden Folgen einer großen innerlichen Consumtion befleißigen, mit welchen die Triebfeder der Ehre und

alle andere natürliche Beschaffenheiten der Monarchien gar wohl bestehen können.

Eine Monarchie von solcher Beschaffenheit ist auch vermögend, alle andere Maßregeln zu Beförderung einer großen Bevölkerung mit Wirksamkeit zu ergreifen. Hierzu gehöret auch vornehmlich, wie aus den Sätzen der vorhergehenden Hauptstücke folget, daß eine Weichlichkeit und Zärtlichkeit in den Sitten und der Lebensart vermieden wird. Diese Weichlichkeit ist der Bevölkerung sehr nachtheilig. Man wird selten finden, daß allzuweichliche und zärtliche Weibspersonen zum Kinderzeugen tüchtig sind. Ausser den in den erstern Hauptstücken angezeigten Ursachen, ziehet die Weichlichkeit noch aus verschiedenen andern Umständen die Unfruchtbarkeit nach sich. Sie verursachet ein öfteres Abortiren, und die Erfahrung hat genugsam gelehret, sowohl bey Menschen als Thieren, daß die Fettigkeit schon selbst unfruchtbar macht.

Man wird auch niemals finden, daß allzuweichliche Völker durch die Zeugung sehr zahlreich werden.

Das weichlich gewordene Rom würde gewiß aus Mangel der Bevölkerung seinen Untergang gefunden haben, wenn nicht dasselbe allen Völkern der Welt sein Bürgerrecht eröfnet hätte, und gleichsam die Vaterstadt des ganzen Erdkraises geworden wäre.

Wenn es einer Monarchie gelänge, daß sie die auswärtigen Commercien in den höchsten Flor setzte, so würde die natürliche Folge davon ein großer Reichthum des Landes seyn.

Dieser

Dieser Reichthum wird ganz ohnfehlbar den Luxus, die Verschwendung und endlich eine große Weichlichkeit nach sich ziehen. Die Pracht des Hofes ist hier allzu ansteckend, als daß sie nicht diese Folgen haben sollte. Die Privatpersonen wollen ihren Reichthum zeigen, und sie glauben, daß solches auf keine andere Art, als auf eine verschwenderische, wollüstige und weichliche Art geschehen könne. Das ist aber eine großes Verderben in der Monarchie, welches gleichsam den ganzen Staatskörper mit einem dicken und faulen Geblüte anstecket. Eine Monarchie muß mit dem Triebe zur Ehre, mit Muthe und Tapferkeit beseelet seyn, oder sie wird sich bald zu ihrem Untergange neigen.

Es ließe sich von dem großen Gegenstande der Bevölkerung noch sehr vieles sagen. Allein wir wollen es vor diesesmal dabey bewenden lassen, und erst in der Stille beurtheilen, mit was vor Augen die Welt das Gegenwärtige ansehen wird.

E N D E.

X XII. 86
VIII. 88
VII. 89

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Justi, Johann Heinrich Gottlob <<von>>,

Anaxagoras von Occident Physicalische und Politische Betrachtungen über die Erzeugung des Menschen und Bevölkerung der Länder

Smirna ; [Breslau] 1769

Anat. 242 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10368689-8
VD18 11078146